

Zeitschrift: Mennonitica Helvetica : Bulletin des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte = bulletin de la Société suisse d'histoire mennonite

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Täufergeschichte

Band: 21-22 (1998-1999)

Artikel: Die Schule La Pâturatte

Autor: Gerber, Samuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1055854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHULE LA PÂTURATTE

Inhaltsübersicht

I.	Die Motive	205
1.	Die Entfernung	205
2.	Die Sprachschränke	205
3.	Die Absonderung von der Welt	207
4.	Die Gefahr der Mischehen	208
II.	Der Vorsteher der Schule La Pâturatte	208
III.	Die Lehrkräfte	213
1.	Die Besoldung	219
2.	Arbeitsschullehrerinnen	219
IV.	Die Schüler	221
V.	Das Schulzimmer	223
VI.	Die Beziehungen zu den Schulbehörden	227
1.	Die Schulkommission	227
2.	Die Schulinspektoren	227
3.	Die Bernische Erziehungsdirektion	229
VII.	Samuel Gerber jun.	231
VIII.	Abraham Gerber	237
IX.	Das Ende	240

I. DIE MOTIVE

1. Die Entfernung

Für viele Kinder wäre der tägliche Schulweg vom Berghof ins Tal einfach zu mühsam gewesen. In den langen Winterwochen wäre solch eine Fussreise geradezu unzumutbar geworden.

2. Die Sprachschränke

Die Täufer, die fast ausnahmslos aus der deutschen Schweiz stammten, waren fest entschlossen, die deutsche Sprache für ihre Kinder zu behalten.

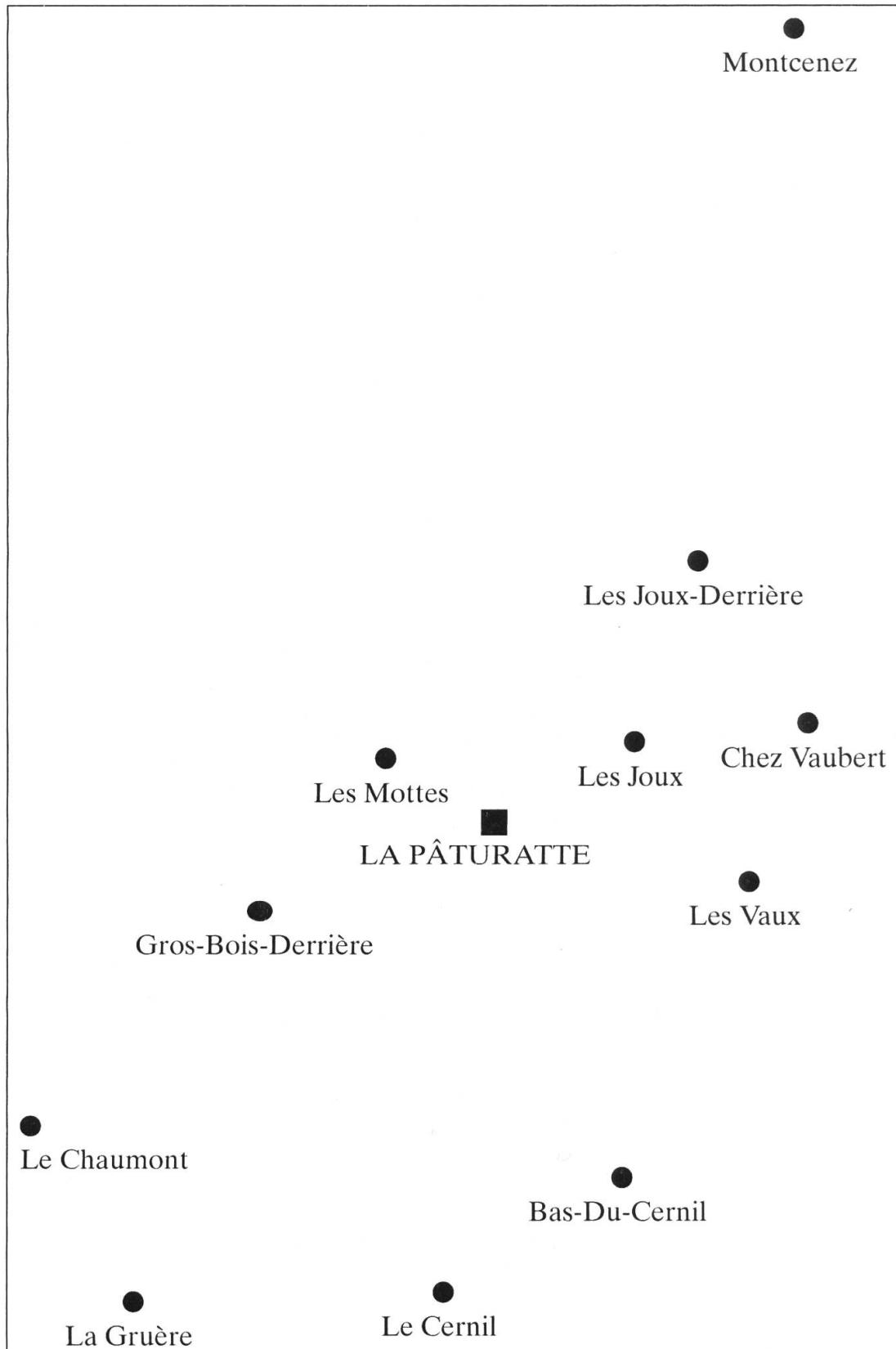


Abb. 1: Höfe und Weiler, von denen die meisten Schüler die Schule La Pâaturatte besuchten

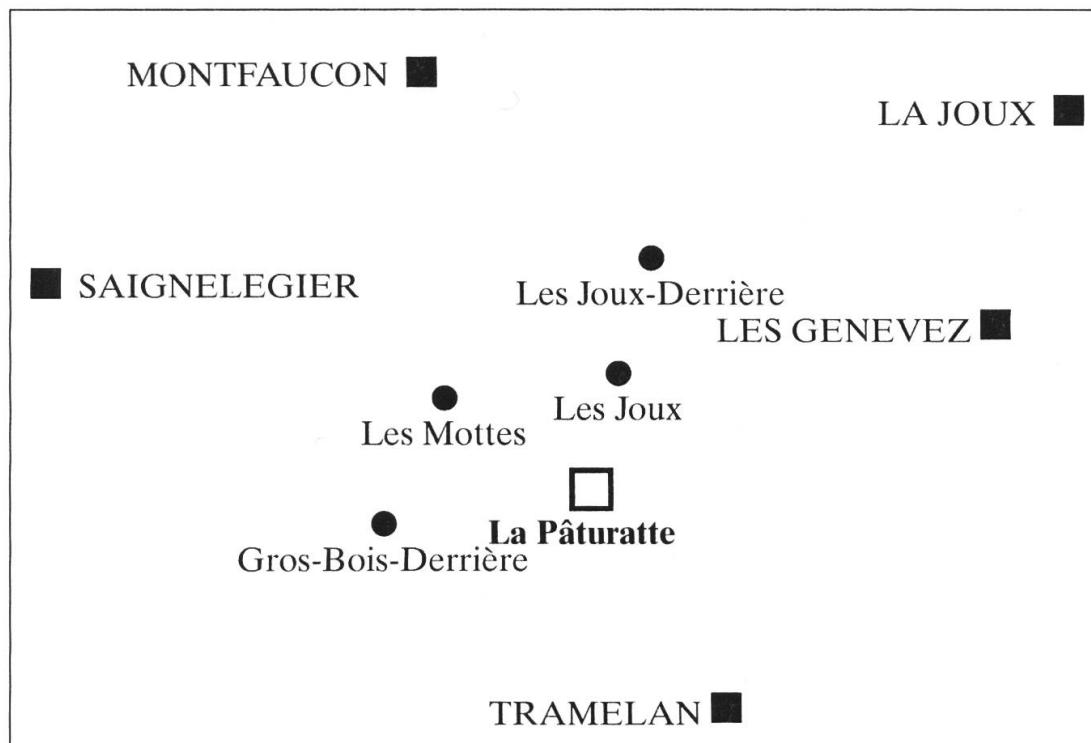


Abb. 2: Politische Gemeinden, aus denen Schüler in die Schule La Pâaturatte gingen

3. Die Absonderung von der Welt

Die Täufer waren entschlossen, sich möglichst wenig mit der gottlosen Welt zu vermischen. Sie gingen nur für die notwendigen Einkäufe ins Dorf und brachten ihr Vieh und ihre Pferde an die Jahrmärkte, die im Tal in den grösseren Ortschaften im Jahr ein- oder zweimal stattfanden.

Die meisten Täufer hatten zu den französischsprechenden Nachbarn, die entweder Protestanten oder Katholiken waren, korrekte Beziehungen, aber kaum je Freundschaften. Sie wären in jenen frühen Jahren auch entsetzt gewesen, wenn ihre Kinder allzu guten Anschluss an die Jugend in den Dörfern gefunden hätten.

Die Täufer weigerten sich auch, ihre kleinen Kinder taufen zu lassen. Sie lehrten, dass man sich erst zur Taufe melden sollte, nachdem man eine echte Lebensentscheidung für den Herrn Jesus Christus getroffen hatte. Sie verweigerten aufgrund der Bibel den Eid, der je nach Umständen von ihnen verlangt wurde. Sie nahmen auch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kaum teil am öffentlichen Leben, und sie liessen sich nicht in ein öffentliches Amt wählen.

Eine ganz wichtige Frage war für sie das Problem des Militärdienstes. Als 1848 und 1874 die Bundesverfassung eingeführt und verändert wurde, gab es kaum noch eine Möglichkeit, dem obligatorischen Militärdienst zu ent-

gehen. Die Täufer lehnten aber weiterhin das Tragen einer Waffe ab und lehrten vielmehr, dass der Christ auch seine Feinde lieben und ihnen nichts Böses antun sollte. In den beiden oben genannten Jahren sehen wir recht viele Täufer aus der Schweiz nach Nordamerika auswandern, um der Militärpflicht zu entgehen.

Diejenigen, die zurückblieben, waren anscheinend etwas kompromissbereiter. Jedenfalls finden wir nach 1887 die ersten Täufer in der militärischen Uniform. Es sollte aber weiterhin dabei bleiben, dass die jungen Täufer nicht zur Waffe griffen, sondern ihren Dienst als Sanitätssoldaten leisteten. Das war eben eine wichtige Grundeinstellung, die man auch schon der Jugend vermitteln wollte. Man hätte es also nicht gerne gesehen, wenn die Jugend in den staatlichen Schulen, unten im Dorf, schon früh allzu patriotisch und kriegerisch beeinflusst worden wäre.

4. Die Gefahr der Mischehen

Wenn die Jugend sich trifft, im Dorf oder bei Veranstaltungen, die allen offen stehen, dann ist es fast unvermeidlich, dass Liebesverhältnisse entstehen, auch zwischen Burschen und Mädchen aus verschiedenen Konfessionen. Das wollten die Täufer solange wie möglich vermeiden, und es war lange Zeit recht selten, dass junge Männer aus Täuferfamilien sich eine Frau holten, die nicht des gleichen Glaubens war.

II. DER VORSTEHER DER SCHULE LA PÂTURATTE

Samuel Gerber, 1872–1948, war der Gründer und dann der Vorsteher der Schule von 1900 bis 1948. Das Leben dieses hervorragenden Mannes muss etwas näher beschrieben werden.

Als sein Sohn kann ich natürlich kein ganz objektives Bild von ihm zeichnen. Ich darf zwar bekennen, dass ich zwar mit meinem Vater nicht Streit hatte, doch meine Beziehung zu ihm war manchmal nicht ganz ungetrübt. Ich war ein recht kritischer Kopf und beobachtete meinen Vater ziemlich scharf. Manchmal war ich mit dem, was er sagte, nicht einverstanden, oder ich ärgerte mich über eine Tat, die ich nicht gutheissen konnte; doch ich wagte nicht, etwas zu sagen. Nun nach einem zeitlichen Abstand von fast 50 Jahren steht das Charakterbild meines Vaters in leuchtenden Farben vor mir.

Er wurde 1872 in Les Joux, dem Stammhof der Gerber-Familie, geboren. Er erzählte später recht oft von seinem Lehrer Schluep, den man angestellt hatte, um die ganze Schar der Kinder auf dem Hof zu unterrichten. Schluep stammte aus dem Seeland, war Alkoholiker gewesen und hatte

deswegen seine Stelle dort verloren. Er muss aber ein Original gewesen sein, und den Gerber-Kindern hat er jedenfalls recht viel Lebensweisheit und auch Grundkenntnisse der Sprache und des Rechnens beigebracht. In den neunziger Jahren herrschte in einigen Täuferfamilien Erweckungsluft. Evangelisten aus Deutschland und aus Amerika hatten den jungen Menschen das Evangelium auf neue, lebendige Art nahegebracht und auch schöne neue Evangeliumslieder eingeführt. Vorher hatte man ja die uralten Gesänge der Täufer aus dem «Ausbund» in den Gemeinden gesungen. Das waren zwar wertvolle Stücke der täuferischen Frühgeschichte, doch sie gingen mit dem Auftauchen neuer Lieder in den Gemeinden verloren. Samuel wurde Bauer wie seine vier Brüder. Aber der neuerwachte Glaube liess ihm schon früh bewusst werden, dass er wohl noch eine andere Lebensaufgabe haben würde als die Landwirtschaft.



Abb. 3: Samuel Gerber
Gründer und Vorsteher der Schule bis 1948

Er wünschte sich sehnlich, ein theologisches Studium im Predigerseminar St. Chrischona absolvieren zu dürfen. Sein Vater setzte dieser Absicht lange entschlossenen Widerstand entgegen; denn niemand im Umkreis hatte bisher so etwas getan. Im Winter 1893/94 durfte Samuel aber doch wenigstens für einige Monate die Predigerschule auf St. Chrischona besuchen. Sie hat ihn für das ganze Leben geprägt. Besonders eindrücklich war ihm die Gestalt des damaligen Leiters C. H. Rappard.

Im Jahr 1896 verheiratete sich Samuel mit Katharina Amstutz von Monbautier. Im Jahr 1913 starb die Ehefrau Katharina bei der Geburt des zwölften Kindes. Es waren aber, als die Mutter starb, nur noch fünf Kinder am Leben. Der Vater sagte manchmal: «Ich weiss, was es heisst, seine Liebsten zu Grabe tragen zu müssen.» Nach fünf Jahren schwerer Witwerschaft heiratete unser Vater Marianne Geiser von Jeangisboden, und er durfte mit ihr noch dreissig glückliche Ehejahre erleben. Ihnen wurden fünf gesunde Kinder geschenkt.

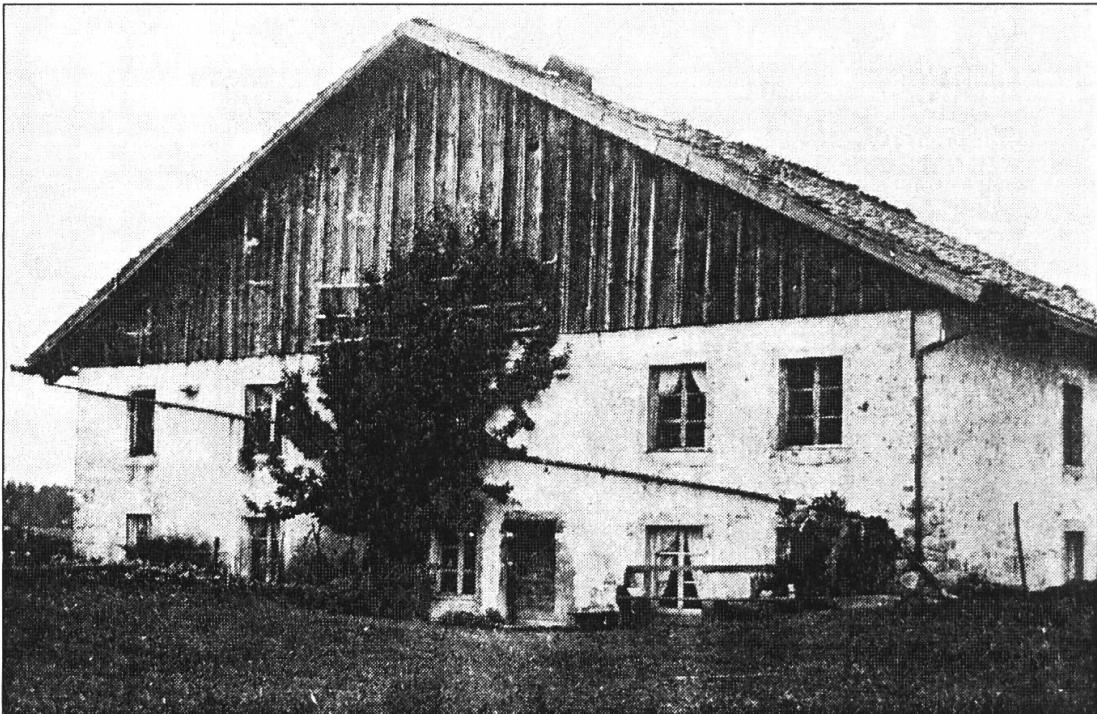


Abb. 4: La Pâturatte 1900

Im Jahr 1898 übernahm der Vater den Hof La Pâturatte, der an den Hof seiner Eltern angrenzte. Der Hof La Pâturatte war bisher immer von katholischen Bauern bewirtschaftet worden und war recht verlottert. So musste der Vater schon gleich nach der Übernahme des Hofes an eine Verbesserung der Gebäude gehen.

Das Anliegen, das den Vater am meistens beschäftigte, war der Bau eines Schulzimmers. Er hatte den inneren Auftrag, eine Schule einzurichten, sobald es irgend möglich wäre. So wurde schon 1900 an der Südwestecke der Scheune ein Schulzimmer gebaut, versehen mit den damals üblichen dicken Mauern aus Naturstein. Gleich nebenan, nur durch eine herausnehmbare Holzwand getrennt, war noch ein fast gleich grosses Zimmer. Dieses war gedacht als Reserve für den Fall, dass die Schülerzahl stark zunehmen würde. Einige Schritte entfernt, im Erdgeschoss der Scheune, wurde ein Plumps-Klo eingerichtet.

Im Herbst 1900 konnte die deutsche Privatschule, die bisher in Le Cernil untergebracht war, nach La Pâturatte ins neue Schulzimmer einziehen. Dieses Schulzimmer diente dem gleichen Zweck bis zur Schliessung der Privatschule im Jahr 1977.

Ganz selten wurde angedeutet, es wäre vieles leichter, wenn man die Schule in eine staatliche Schule umwandeln könnte, doch dieser Gedanke war undurchführbar. So blieb Samuel Gerber der Vorsteher – man könnte auch sagen Besitzer – der Schule bis 1948, seinem Todesjahr. Er stellte als Vorsteher die Lehrkräfte an und besoldete sie auch. Von Anfang an erhielt er

einen ganz bescheidenen Beitrag vom Kanton Bern, doch er musste der Lehrkraft freie Verpflegung und Unterkunft bieten, und auch die Last der Kosten für die Ausstattung des Schulzimmers und die Heizung lag ganz auf seinen Schultern. Diese Last ist heute kaum noch richtig zu berechnen, doch es müssen Zehntausende von Franken gewesen sein. Sehr wahrscheinlich hat Samuel Gerber die Gründung seiner Privatschule mit den nächsten Verwandten und Nachbarn besprochen. Es wohnten damals drei Täuferfamilien nur etwa ein bis zwei Kilometer von La Pâturatte entfernt. Es waren alles junge Familien, genau wie diejenige von Samuel Gerber, doch es war vorauszusehen, dass im Lauf der kommenden Jahre die Kinderzahl stark anwachsen würde, so dass sie sehr wohl ein ganzes Schulzimmer zu füllen vermöchte. Die Familie David Gerber, Les Joux, zählte schliesslich fünfzehn Kinder, die Familie von Abraham Gerber, Les Joux, kam auf sieben Kinder, und Jakob Sprunger in Gros-Bois-Derrière zeugte mit seiner Frau zwölf Kinder.

Im Jahr 1904 wurde Samuel Gerber durch das Los zum Ältesten der Täufergemeinde Sonnenberg bestimmt. Damals geschahen die Wahlen von Gemeindedienern meistens noch durch das Los. Mein Vater hatte dann während ungefähr vierzig Jahren die leitende Verantwortung für eine Gemeinde von über fünfhundert Gliedern, die aber weit zerstreut wohnten, das heisst vom Vallon de St-Imier bis zum Clos-du-Doubs. Er hatte zwar immer zwei bis drei Laienbrüder als ehrenamtliche Gehilfen, doch waren ihm alle Amtshandlungen sowie der Taufunterricht übertragen. Er musste auch die meisten Krankenbesuche machen. Zudem gab es damals noch recht notvolle Fälle von Gemeindezucht, die er ebenfalls in schwierigen Gesprächen behandeln musste. Es war in all den Jahren nie davon die Rede, ihn für seine Dienste zu entschädigen. Im Alter von dreizehn Jahren hatte sich mein Vater bei schweren Feldarbeiten einen Leistenbruch geholt. Im Lauf der Jahre kam ein zweiter Leistenbruch dazu, und beide Brüche wurden niemals operiert. Als ich im Jahr 1948 meinen toten Vater für die Bestattung einkleidete, sah ich zum ersten Mal die zwei riesigen Buckel in seiner Unterleibsgegend, und ich war entsetzt, dass er über solch eine lange Zeit mit diesem Leiden gelebt hatte. Er hatte auch, soweit ich mich erinnern kann, immer grosse Magenbeschwerden, so dass ihm seine Frau oft eine Extraspeise zubereiten musste, weil er unser gewöhnliches Menü nicht ertragen konnte.

Zu den körperlichen Leiden kamen in den dreissiger Jahren auch noch schwere seelische Belastungen. Mehrere grosse Familien verliessen die Gemeinde Sonnenberg und schlossen sich einer neuen Gemeinschaft an. Diese Leute setzten dann ihren religiösen Eifer dazu ein, noch mehr Leute von der Sonnenberg-Gemeinde abspenstig zu machen, und hie und da wurde mein Vater auch in dieser neuen Gemeinschaft von der Kanzel herab polemisch angegriffen.

In den ersten Hälften der dreissiger Jahre kam die finanzielle Bedrängnis dazu. Mehrere Familien konnten das Schulgeld in La Pâturatte nicht mehr bezahlen, ja nicht einmal das Schulmaterial. Einige von ihnen wohnten auch so nahe bei der französischsprachigen Staatsschule, dass sie eher bereit gewesen wären, ihre Kinder dorthin zu schicken, als in La Pâturatte noch finanzielle Lasten mitzutragen. Mein Vater schickte zwar diesen Familien jedes Jahr die Schulrechnung, doch drängte er nie auf Bezahlung. Es war ihm wichtiger, dass die Kinder die deutsche, christlich geprägte Schule besuchten, als dass er zu seinem Geld kam. Die eine dieser Familien zählte fünfzehn Kinder, die fast ausnahmslos neun Jahre in La Pâturatte zur Schule gingen. In dieser finanziellen Notlage richtete mein Vater mehrere Gesuche um bessere finanzielle Unterstützung an die Erziehungsdirektion in Bern. Es gab auch einmal, soviel ich feststellen konnte, eine kleine Erhöhung des Staatsbeitrages von Fr. 200.– pro Jahr.

In jenen Krisenjahren wurden viele täuferische Familien so in die Enge getrieben, dass sie ihren Betrieb aufgeben mussten. Über lange Jahre war es immer wieder vorgekommen, dass die täuferischen Bauern bei einem nahstehenden Freund um eine Bankbürgschaft baten, damit sie einen Engpass überbrücken oder eine bauliche Veränderung finanzieren konnten. Mein Vater hatte auch mehrere solche Bürgschaften unterschrieben. In den dreissiger Jahren wurde die Situation so schwierig, dass er oft Tausende von Franken auf den Tisch legen musste, um eine Bürgschaft für einen Mann aus seiner Gemeinde zu begleichen.

Schliesslich wusste er sich nicht anders zu helfen, als seinen Hof an einen reichen Geschäftsmann zu verkaufen. Der Mann war recht grosszügig. Er übernahm alle Schulden, die auf meinem Vater lasteten, und versprach auch, mit Geld nachzuholen, wenn eines der Kinder meines Vaters einmal studieren möchte. Der neue Besitzer behielt also meinen Vater als Pächter.

Die Schule wurde durch diesen Besitzerwechsel nicht betroffen. Es blieb meinem Vater freigestellt, die Schule weiterzuführen, solange er dies für richtig hielt. Er sprach nie mit mir darüber, doch war es ihm anzumerken, wie froh er war, als ich im Frühjahr 1941 nach Hause kam, um seine Schule zu übernehmen.

Als ich nach vier Jahren die Schule La Pâturatte verlassen wollte, weil ich Heiratspläne hatte, da meldete ich mich in einer kleinen Primarschule im Oberaargau, und ich wäre sicher gewählt worden, wenn ich nicht am Abend vor der Wahl meine Kandidatur zurückgezogen hätte. Ich fühlte einfach, dass ich die Schule La Pâturatte und meinen Vater nicht im Stich lassen durfte.

Als ich am Abend, nach Rückzug meiner Kandidatur, in der Wohnstube am Tisch sass, kam mein Vater zu mir, umarmte mich und dankte mir für meinen Verzicht. Er wollte mir als Dank das beste Kalb im Stall schenken.

Das wäre eine schöne Belohnung gewesen, doch wurde darüber später nicht mehr gesprochen.

Der Vater hielt auch, solange es die Kräfte erlaubten, ein waches Auge über die Schule und besuchte sie mehrmals pro Jahr für einige Stunden. Einmal wies er eine Lehrerin scharf zurecht, als sie bibelkritische Äusserungen machte. Es ist mir nicht bekannt, dass er in der langen Zeit, in der er das Amt eines Schulvorstehers innehatte, jemals mit Disziplinschwierigkeiten in der Schule zu tun gehabt hätte.

Als er im Jahr 1948 starb, dachte er, seine Schule sei in guten Händen. Sein ältester Sohn war da als Lehrer, und der zweitälteste übernahm vom Vater das Amt des Schulvorstehers.

III. DIE LEHRKRÄFTE

Emma Schüpbach



Abb. 5:
Lehrerin in Le Cernil bis 1900;
La Pâturatte 1900–1907

Sie war schon einige Jahre Lehrerin an der Schule in Le Cernil. Diese Schule wurde im Herbst 1900 nach La Pâturatte verlegt. Fräulein Schüpbach blieb noch in La Pâturatte bis zum Herbst 1907.

Johanna Wahlen (Abb. auf Seite 293)

war die Tochter des Stadtmissionars Johannes Wahlen. Ihr Bruder Traugott, damals ein Schuljunge, verbrachte seine Schulferien z.T. auf dem Hof La Pâturatte. Er wurde später Professor in Zürich, dann Bundesrat, und er erwarb sich unvergessliche Verdienste um die Schweiz, als er während des Zweiten Weltkrieges seinen genialen Mehranbauplan vorlegte, durch den die Schweizer Bevölkerung vor einer Hungersnot bewahrt wurde. Seine Schwester Johanna blieb zwei Jahre in La Pâturatte, vom Herbst 1907 bis Herbst 1909. Viele Jahre später veröffentlichte sie in kirchlichen Zeitschriften einige bewegende Artikel über ihre Zeit in La Pâturatte. Ihr war unvergesslich geblieben, welch ein kompromisslos auf die Bibel ausgerichtetes Familienleben sie in den Täuferfamilien beobachtete und wie die Vä-

ter, alles einfache Bergbauern, in ihren Gesprächen, z.B. auf den langen Wegen zum Gottesdienst, vor allem über Fragen des Glaubens und des Gemeindelebens diskutierten. Es wurde dabei deutlich, dass der Bau des Reiches Gottes bei diesen Leuten den Vorrang hatte.

Lina Ledermann



Abb. 6: Lehrerin 1909–1924, verheiratet mit Daniel Gerber

Sie wirkte an der Schule La Pâturatte vom Herbst 1909 bis zum Herbst 1924. Sie hinterliess das Andenken einer tüchtigen strengen Lehrerin, die vielleicht mehr gefürchtet als beliebt war. Im Jahr 1924 verheiratete sie sich mit Daniel Gerber, der zuvor vier Jahre lang ihr Schüler gewesen war, und so wurde sie Bäuerin.

Lydia Stoll



Abb. 7:
Lehrerin 1924–1929

Die frisch patentierte Lehrerin aus dem Schwarzenburgerland führte die Schule von Herbst 1924 bis zum Herbst 1929. Auch sie war bei Eltern und Schülern respektiert, obzwar Gerüchte bestehen, sie sei gar streng und etwas parteiisch gewesen. Sie behielt aber einige Freundschaften mit ehemaligen Schülerinnen bis an ihr Lebensende.

Luise Oester



Abb. 8: Lehrerin 1929–1933,
verheiratet mit Fritz Waefler

Sie kam aus Frutigen, war das zweitälteste von zwölf Kindern. Sie hatte schon einige Berufserfahrung, als sie nach La Pâturatte kam, und sie erwies sich als einzigartig begabte Erzieherin. Ihre Schüler sprachen, solange sie lebte, mit Verehrung von ihr. Sie war in La Pâturatte von 1929 bis 1933. Dann liess sie sich an die Täuferschule in Mont-Tramelan wählen.

Anna Lüscher

stammte aus dem Kanton Aargau. Sie war schon etwa vierzig Jahre alt, und sie verbrachte ein überaus schwieriges Jahr in La Pâturatte, weil Eltern und Schüler immer noch ihrer Vorgängerin nachtrauerten. Sie war eine Verehrerin von Leo Tolstoj und beeinflusste ihre Schüler entsprechend. Den Unterricht gestaltete sie nach der Methode von Maria Montessori.

Vreneli Gyger

aus Adelboden gab nur ein kurzes Gastspiel in La Pâturatte über den Sommer 1934.

Emma Irmiger

Studienkameradin von Vreneli Gyger, übernahm deren Stelle vom Herbst 1934 an für zwei Jahre.

Peter Zürcher

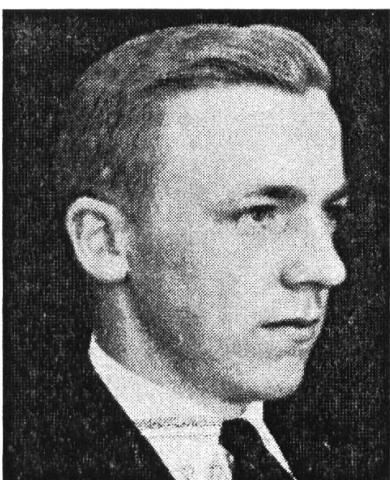


Abb. 9:
Lehrer 1936–1940

Er war der erste Mann, der an der Schule La Pâturatte wirkte. Er war nahe verwandt mit der Familie des Schulvorstehers. Er wurde allgemein geschätzt, obwohl seine Familie kurz vorher die Täufergemeinde verlassen hatte. Nach vier Jahren liess er sich an die sehr abgelegene Schule in Schelten wählen. Es war eine Zeit des grossen Lehrerüberflusses, und Peter Zürcher hatte den Vorsprung,

dass er in La Pâturatte vier Jahre Erfahrung sammeln konnte im Unterrichten an einer Gesamtschule.



Abb. 10: Klasse 1937/38

Alfred Gerber

aus Bern, war nicht verwandt mit der Gerber-Familie im Jura. Offiziell war er Inhaber der Stelle von Frühjahr 1939 bis Frühjahr 1941. Er verbrachte aber die meiste Zeit im Militärdienst (Aktivdienst, Offiziersschule).

Hanna Gerber

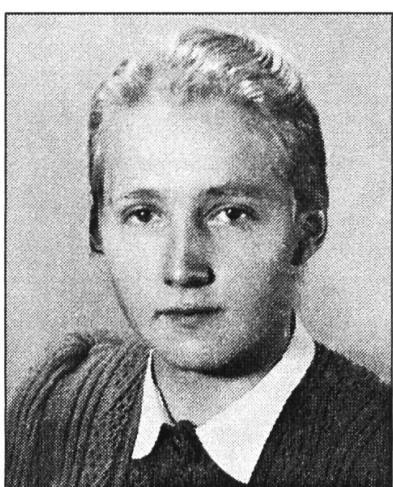


Abb. 11:
Lehrerin 1939–1941

Die jüngste Tochter des Schulvorstehers, die erst im März 1939 das 9. Schuljahr absolviert hatte, musste ab Herbst 1939 bis März 1941 die Schule übernehmen, weil Alfred Gerber meistens im Militärdienst war. Den Lohn liess sich Alfred Gerber jeden Monat auszahlen. Hanna Gerber erhielt nie eine Vergütung.

Samuel Gerber

Sohn des Schulvorstehers, führte die Schule von April 1941 bis zum Herbst 1957. Von da an bis zum Frühjahr 1958 behalf man sich mit Stellvertretern.

Käthi Jaun

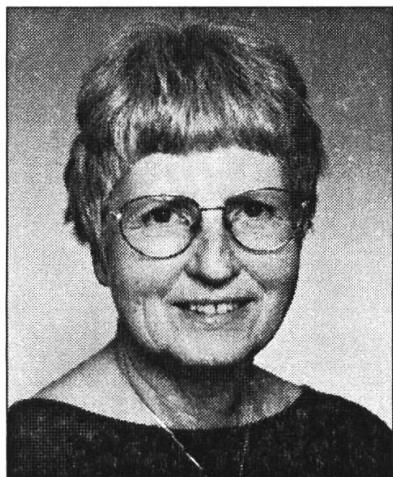


Abb. 12:
Lehrerin 1958–1960

Sie kam aus Wattenwil, war Lehrerin in La Pâturatte vom Frühjahr 1958 bis zum Frühjahr 1960. Sie war sehr beliebt und hielt noch über viele Jahre herzliche Freundschaft mit der Familie Gerber in La Pâturatte.

Abraham Gerber-Scheidegger

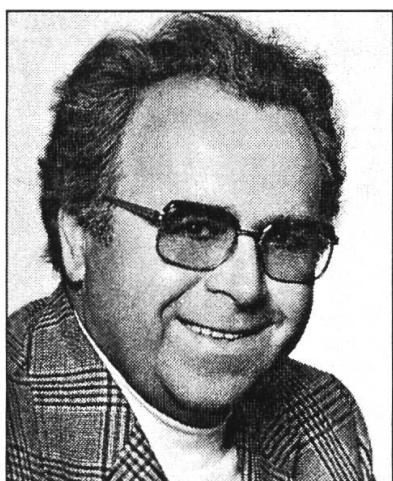


Abb. 13:
Lehrer 1960–1977

Er war der letzte Lehrer von La Pâturatte. Er hatte vorher ein Theologiestudium begonnen am Predigerseminar St. Chrischona. 1958 brach er das Studium ab, um sich am zweijährigen Sonderkurs in Bern zum Primarlehrer auszubilden. Er wirkte dann in La Pâturatte von 1960 bis zur endgültigen Schliessung der Schule im Jahr 1977.

Es war den Täufern im Jura stets klar, dass sie, wenn sie eine eigene Schule haben wollten, sich unbedingt den gesetzlichen Anforderungen des Kantons Bern fügen mussten. Darum war es das Bestreben der verantwortlichen Leute, wenn irgend möglich gut ausgebildete, mit dem Lehrerpatent ausgestattete Lehrkräfte zu gewinnen. An der Schule La Pâturatte war nur Hanna Gerber, die einmal für zwei Jahre als Nothelferin einspringen musste, ohne Berufsausbildung. Auch unter den Personen, die im Lauf der Jah-

re für einige Wochen Stellvertretungen übernehmen mussten, waren drei oder vier ohne Lehrerpatent.

Es ist falsch, wenn man hier von Lehrerwahlen sprechen wollte. Die Lehrkräfte wurden durch den Schulvorsteher einfach berufen, vielleicht nach Beratung mit den Familienvätern, die gerade Kinder zur Schule schickten. Die meisten Lehrkräfte betrachteten die Arbeit in La Pâturatte nur als Sprungbrett für eine baldige Wahl an eine staatliche Lehrstelle. Manchmal fuhr der Schulvorsteher nach Bern und besprach sich mit der Direktorin der Neuen Mädchenschule und bat sie, ihm eine junge Lehrerin zu nennen, die vielleicht nach La Pâturatte passen könnte. In all den Jahren kam es nicht vor, dass die Wahl, die der Vorsteher traf, sich als Fehlgriff erwies.



Abb. 14: Klasse 1976/77

Nur Peter Zürcher, meine Schwester Hanna und ich hatten einen täuferischen Hintergrund. Alle andern Lehrkräfte waren sogenannte gläubige Protestanten. Sie nahmen aber regelmässig am Gemeindeleben der Täufergemeinde teil, sangen im Gemeindechor mit, und die Männer waren sogar bereit, während ihrer Anstellung in La Pâturatte den Gemeindechor zu

leiten. Es muss aber zugegeben werden, dass von diesen mit dem Täuferstum wenig bekannten Lehrkräften kaum ein starker Einfluss auf die Schüler erwartet werden konnte, der sie in Richtung von täuferischem Glaubensgut geführt hätte. Wenn also im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts von entschiedenen Verfechtern der Täuferschulen gerne gesagt wurde: «Wir wollen unsere Kinder das Erbe der Väter recht schätzen lehren», so muss doch wohl zugegeben werden, dass diese Beeinflussung in all den Jahrzehnten recht mager gewesen sein muss.

Der Schulvorsteher legte allerdings grosses Gewicht auf einen kompetenten Unterricht in biblischer Geschichte und auf Einübung möglichst vieler Lieder aus dem Kirchengesangbuch. Zum Beispiel bei Luise Oester mussten die Schüler der oberen Klassen jede Woche drei neue Strophen aus dem Kirchengesangbuch auswendig lernen.

1. Die Besoldung

Ungefähr bis 1945 war der Lohn nicht viel mehr als ein gutes Taschengeld. Auch nach diesem Datum blieb die Besoldung der Lehrer, die sogar Familien ernähren mussten, überaus bescheiden.

Ich konnte keine genauen Aufzeichnungen finden über die Löhne der ersten Jahrzehnte. Gewisse Andeutungen lassen vermuten, dass die Lehrerin zuerst nur etwa 50 Franken im Monat erhielt. Dazu gab ihr der Schulvorsteher freie Kost und ein kleines Stübchen als Wohnung. Alle paar Jahre schickte man ein Gesuch um Erhöhung des Staatsbeitrages nach Bern. Manchmal wurde eine kleine Erhöhung von hundert oder zweihundert Franken bewilligt, doch meistens wurden die Gesuche abgewiesen, wahrscheinlich weil die Schulinspektoren die Ablehnung der Gesuche empfohlen hatten.

Anfangs der vierziger Jahre, als der Beitrag von Bern noch Fr. 125.– pro Monat betrug, kam jeweils am Ende eines Halbjahres die Mitteilung, der Staatsbeitrag von Fr. 750.– könne bei der Bezirkskasse in Saignelégier abgeholt werden. Ich holte dann per Velo das Geld ab und brachte Fr. 500.– gleich zur Post, um meinem Gönner etwas ans Studiendarlehen zurückzuzahlen. Mit dem Rest musste man eben auskommen für ein halbes Jahr.

2. Arbeitsschullehrerinnen

Solange Lehrerinnen an der Schule wirkten, wurde von ihnen erwartet, dass sie ohne besondere Vergütung die Handarbeitsschule für die Mädchen führten. Als Peter Zürcher angestellt wurde, suchte man in der näheren Umgebung eine Frau, die im Nähen, Stricken und Flicken bewandert war. Mehrere begabte Frauen erteilten von 1936 bis 1945 diesen Unterricht mit gutem Erfolg.



Abb. 15:
Irma Gerber-Oester
Arbeitslehrerin 1945–1957



Abb. 16:
Anni Gerber-Scheidegger
Arbeitslehrerin 1960–1977

Als im Jahr 1945 der damalige Lehrer heiratete, übernahm seine Frau Irma Gerber-Oester diese Aufgabe. Später, während des Wirkens von Abraham Gerber, fiel diese Aufgabe dessen Frau Anni Gerber-Scheidegger zu. Beide Lehrersfrauen waren für diese Aufgabe nicht ausgebildet, gaben aber ihr Bestes. Anni Gerber erwarb dann doch das Patent für diesen Unterricht.

Der Handarbeitsunterricht fand im Wohnzimmer der Lehrersfamilie statt. Die Vergütungen für diese Arbeit blieben immer minim.

Während die Mädchen in der Wohnung des Lehrers beim Nähen und Stricken waren, hielt der Lehrer im Schulzimmer mit den Jungen sogenannte «Bubenschule». Gewöhnlich gehörten dazu etwas Geometrie, Turnen und vielleicht Anleitung zu einfachen Kartonage- oder Holzarbeiten.



Abb. 17: Klasse 1954/55

IV. DIE SCHÜLER

Es zeigte sich im Laufe der Jahre, dass die Schule La Pâturatte eine klare Existenzberechtigung hatte. Während über fünfzig Jahren sank die Schülerzahl nie unter zwanzig, und für die meisten Schüler, hätte der Weg zur Dorfschule einen Weg von drei bis sieben Kilometern bedeutet.

Ein Beispiel aus dem Schuljahr 1915/16: Damals zählte die Schule 29 Schüler, von denen 21 Gerber und 5 Sprunger hießen.

In den Jahren 1906 bis 1923 bewegte sich die Gesamtzahl der Schüler immer zwischen 20 und 29, die aus vier Familien kamen.

Im Jahre 1939/40 stellen wir einen Tiefpunkt von 12 Schülern fest; davon waren gerade noch drei aus Gerber-Familien und sechs aus Zürcher-Familien.

Zu den Kindern aus nahe liegenden Bauernhöfen kamen damals recht oft auch 2–3 Schüler aus Dorfschulen, die nur die obersten Klassen besuchten, um etwas Deutsch zu lernen. Es handelte sich meistens um Kinder aus Täuferfamilien, doch gab es auch Deutschschweizer Familien, die erst kürzlich aus dem deutschen Sprachgebiet in unsere Gegend gezogen waren und die doch gerne für ihre Kinder noch etwas Deutsch behalten wollten.

Bis zum Jahr 1941 wurden die Lehrkräfte von Schülern und Eltern mit «Lehrerin» oder «Herr Lehrer» angesprochen. Als ich 1941 die Schule übernahm, änderte sich diese Situation. Die Eltern waren sozusagen alle schon lange mit mir per Du und sprachen mich mit dem Vornamen an. Sie hatten mich ja schon von klein auf gekannt. Unter den Schülern war ein Sonderfall, mein jüngster Bruder Isaak. Er war noch drei Jahre lang mein Schüler. Von morgens acht Uhr bis abends 16 Uhr sprach er mich wie alle andern Schüler als «Herr Lehrer» und per Sie an, aber von 16 Uhr an bis zum folgenden Morgen war ich einfach sein Bruder Sami.

Die Mädchen trugen ihre Haare fast ausnahmslos in zwei langen geflochtenen Zöpfen. Noch heute beschleicht mich eine gewisse Wehmut, wenn ich, was selten geschieht, in der Stadt einen Backfisch sehe mit zwei schönen geflochtenen Zöpfen.

Alle Lehrkräfte begannen selbstverständlich jeden Morgen den Unterricht mit Gebet und mit dem Singen eines Chorals.

Einmal behandelten wir in der Passionswoche die Geschichte vom Leiden Jesu. Am Gründonnerstag waren wir soweit, dass wir von seinem Todesleiden am Kreuz sprachen. Plötzlich entdeckte ich einen Jungen, etwa 12/13 Jahre alt, dem die Tränen die Wangen herunterflossen. Eines nach dem andern fingen auch die andern Schüler an zu weinen, und schliesslich kamen auch dem Lehrer die Tränen. Es war eine unvergessliche Stunde, wie die ganze Schule am Gründonnerstag weinte aus Mitleid und Empörung über das Todesleiden unseres Erlösers.

Die Schüler waren fast alle recht gut begabt und konnten also das vom Gesetz geforderte Pensum erfüllen. Nur zwei oder drei Schülerinnen und Oberschüler waren eigentlich so schwach, dass man sie hätte in eine Sonderorschule schicken sollen.

Hie und da kam es vor, dass ein Schüler oder eine Schülerin durch so hervorragende Leistungen auffiel, dass man dachte, man möchte sie eigentlich in eine höhere Schule schicken, um ihnen den Weg zum Studium freizumachen. Die Versuche der Lehrkräfte, die Familie für eine solche Förderung eines hochbegabten Kindes zu gewinnen, misslangen aber jedesmal. Einmal wollte ich bei einer Familie Fürsprache einlegen für einen so besonders begabten Jungen. Die älteren Geschwister aber protestierten heftig gegen solche Absichten. Sie sagten: «Wir alle mussten bisher sofort nach der Schule hart arbeiten, und keines konnte eine Ausnahme machen. Unser Bruder soll den gleichen Weg gehen müssen.»

Man wusste in den Familien damals auch recht wenig über die vielfältigen beruflichen Möglichkeiten, die eigentlich vorhanden gewesen wären. Man wurde einfach Bauer, die Mädchen vielleicht Krankenschwester, und als Ausbildungsstätte für akademische Berufe kannte man kaum etwas anderes als das Lehrerseminar.

Meine ehemaligen Schüler behielten durch all die Jahre eine freundschaftliche Beziehung zu ihrem alten Lehrer. Wenn wir uns irgendwo treffen, was leider fast nur noch bei Beerdigungen vorkommt, dann kommen diese längst erwachsenen ehemaligen Schüler mit strahlenden Gesichtern auf mich zu, und wir informieren uns gegenseitig über unser Ergehen.

Ein Zeichen von beinahe kollegialer Verbundenheit gab es immer wieder in den Pausen. Bei den Lehrerinnen und Lehrern der ersten vierzig Jahre war es, soviel ich weiß, ziemlich regelmässig so, dass sie im Schulzimmer blieben, bis die Pause vorüber war. Recht oft gingen sie auch in der ersten Pause in die Küche der Bauernfamilie, um sich dort eine Tasse Tee anbieten zu lassen. Bei den männlichen Lehrkräften war diese Znünipause später noch besonders beliebt, denn sie erlaubte recht intensive Gespräche über alle möglichen Fragen der Schule, der Familien und der Politik. Man erzählt sogar von dem einen Lehrer, dass er manchmal die Znünipause fast ungebührlich verlängerte, weil er sich so stark in die Diskussion am Familiertisch bei Gerbers einspannen liess.

In den letzten zwei oder drei Wochen vor Weihnachten, ebenso in den letzten Wochen vor Schluss des Schuljahres wurde fast das ganze Schulprogramm auf die kommende Schulweihnachtsfeier bzw. auf die letzte Stunde des Examens eingestellt. Man übte Lieder, lernte Gedichte auswendig, manchmal auch Sprechchöre und fürs Examen übte man auch ein kleines Theaterstück ein, das manchmal vom Lehrer verfasst worden war.

Kurz vor der Schulweihnachtsfeier fuhr der Schulvorsteher mit seiner Frau gewöhnlich mit Pferd und Schlitten nach Tramelan, manchmal sogar per

Bahn nach Biel, um Einkäufe zu machen für die Weihnachtsbescherung der Schüler. Damals wusste man ja auf den einsamen Berghöfen noch kaum etwas von dem heutigen Weihnachtsrummel. Ich erinnere mich, dass ich selber als grosser Schuljunge beim Eintritt in die Kapelle zur Schulweihnachtsfeier den ersten Weihnachtsbaum und die ersten Kerzen des Jahres erblickte. Mir tun manchmal die heutigen Kinder leid, die schon Wochen vor Weihnachten ständig mit Weihnachtsbeleuchtung und mit schreiender Reklame für die Weihnachtsbescherung überfüttert werden. Das war vor 60, 70 Jahren in La Pâturatte noch ganz anders.

Das Examen am Schluss des Schuljahres dauerte gewöhnlich von 13 bis 16 Uhr. Der Lehrer bot mit den Schülern in den ersten zwei Stunden einen Querschnitt durch den Stoff, der während des Jahres in verschiedenen Fächern behandelt worden war, und in der letzten Stunde durften die Schüler wieder ein schönes Programm mit Liedern, Jodel und gut eingeübten Gedichten oder kleinen Theaterstücken darbieten.

Nach dem Examen waren die Gäste, gewöhnlich etwa zwischen 15 und 20 Personen, zu Tee und Zopf eingeladen ins Wohnzimmer des Schulpflegers. Die Schüler durften in der Küche des Vorstehers, stehend, weil nicht genügend Stühle vorhanden waren, ebenfalls feinen Tee und Zopf geniessen.

Unvergesslich bleibt mir, wie einmal nach dem Zvieri ein grosser Junge der neunten Klasse mir ins Schulzimmer folgte, das Rechnungsbüchlein des neunten Schuljahres hervorholte und mich bat, ihm noch einiges zu erklären, damit er das Rechnungsbuch der neunten Klasse zuhause noch fertig durcharbeiten konnte. So etwas von einem steifen, eher wortkargen Bauernjungen, das hätte ich nie erwartet!

V. DAS SCHULZIMMER

Das Schulzimmer, das 1900 gebaut wurde, war ungefähr acht Meter lang, vier Meter breit und drei Meter hoch. Die Eingangstüre führte direkt ins Freie auf eine Betonterrasse, die der ganzen Länge des Schulzimmers entlang führte. Von der Terrasse führte eine steinerne Treppe hinunter auf die Strasse.

Nachdem die Eingangstüre einige Jahrzehnte gedient hatte, war sie so undicht geworden, dass bei einem tüchtigen Schneesturm eine beträchtliche Schneewächte durch die Spalten in das Schulzimmer geweht wurde. Diese musste dann vor Ankunft der Schüler hinausgefegt werden. Das Schulzimmer hatte vier recht grosse Fenster, allerdings waren sie einfach verglast. Hinten im Schulzimmer stand ein Holzofen, der während einiger Jahre mit Holz geheizt wurde, dann während einiger Zeit mit getrockneten Torfziegeln. Torf war in der näheren Umgebung genug vorhanden, doch das Hei-

zen mit diesen Torfziegeln war recht unbefriedigend. Oft tropfte dann Wasser aus den Ofenrohren auf die Schüler. In den zwanziger Jahren suchte meine Mutter, die eine tatkräftige, geschickte Bäuerin war, nach einer besseren Lösung. In der näheren Umgebung standen damals riesige alte Wettertannen. Unsere Mutter veranlasste, dass im Frühjahr mit den Schülern Tannenzapfen gesammelt wurden. Die Lehrerin zog jeweils, mit Körben und Säcken ausgerüstet, in die bewaldeten Weiden, um Tannzapfen zu sammeln. Da diese meistens nicht trocken genug waren, mussten sie zunächst unter der Terrasse vor dem Schulzimmer ausgeschüttet werden, bis sie von der Sonne ganz getrocknet und aufgegangen waren. Die Schüler mussten dann die Tannenzapfen mit Körben in die Scheune tragen. Dort war eine dunkle Ecke für den Tannenzapfenhaufen reserviert. Wenn die Lehrerin mit den Schülern drei Vormittage lang tüchtig Tannenzapfen gesammelt hatte, reichte dies gewöhnlich als Heizmaterial für einen ganzen Winter.

An strengen Wintertagen sank die Temperatur im Schulzimmer über Nacht gewöhnlich unter null Grad. Die Lehrerin oder der Lehrer musste also mehr als eine Stunde vor Schulbeginn die Feuerung in Gang setzen und ganz tüchtig Tannenzapfen nachschieben. Trotzdem war bei Schulbeginn das Thermometer nicht über fünf Grad gestiegen. An besonders schlimmen Tagen war die Temperatur während des ganzen Tages nicht über zehn bis zwölf Grad zu bringen.

In solchen Situationen konnte man mit den Schülern natürlich nicht während drei Stunden ununterbrochen im Schulzimmer sitzen. Man arbeitete dann eben bei zehn Grad Wärme ungefähr eine Stunde lang; dann ging die ganze Gesellschaft hinaus und hielt eine Stunde Turnen, d.h. vielmehr eine Skistunde ab. Nachher waren alle wieder so aufgewärmt, dass sie es für eine weitere Stunde im kühlen Schulzimmer aushalten konnten.

Die Lehrkraft musste aber nicht nur für die Heizung sorgen. Sie musste auch, wenn es stark geschneit hatte, die Treppe und die Terrasse vom Schnee sauberfegen. Wenn dann die Schüler eintrafen, so kurz vor halb neun, waren manchmal die Kleinsten schon am Weinen, weil ihre Hände und Füsse von der Kälte steif geworden waren. Die Lehrkraft musste also zurechthelfen mit Schuheausziehen und triefende Nasen putzen und Tränenntrocknen.

Während vieler Jahre, auch in jener Zeit, als ich selbst noch dort die Schulbank drückte, kam es fast jeden Winter vor, dass die Schule zeitweise eingestellt werden musste, weil die Kinder sich unmöglich durch die Schneemassen bis zur Schule durchkämpfen konnten.

Zur Zeit meiner Lehrtätigkeit kam es noch einige Male vor, dass es sogenannte Schneeferien gab. Ich schrieb dann einen ausführlichen Brief an das Zentralsekretariat von Pro Juventute in Zürich und bat, man möge uns doch einige Paar Ski schenken. Die Bitte wurde bald erhört, und in den folgenden

Jahren konnte ich jeweils jedem Kind ein Paar Ski anpassen, die allerdings von der billigen Sorte waren. Von da an kam es nie mehr vor, dass wir wegen vom Schnee blockierter Wege die Schule ausfallen lassen mussten.

Eine Turnhalle gab es in La Pâturatte nie. Im Sommer hatte man ja genügend freie grasbewachsene Flächen, um die Turnstunden draussen auf den schönen Juraweiden abzuhalten. In den ersten Jahren meiner Wirksamkeit konnte ich auch eine Kletterstange an der Hausmauer befestigen, und am Waldrand hob ich mit den Schülern eine Grube aus, füllte sie mit Sägemehl und setzte einen Querbalken. Nun konnten wir dort einfache leichtathletische Übungen abhalten. Die beliebtesten und am häufigsten geübten Spiele waren Schlagball und Völkerball.

Die Schultische und das Lehrerpult waren sehr alt und unpraktisch. Die kleinen Schüler mussten an uralten vierplätzigen tannenen Bänken sitzen, deren Deckel sich nicht heben liessen. Wahrscheinlich hatte man diese Schulmöbel von der früheren Schule in Le Cernil geerbt. Für die grösseren Schüler gab es zweiplätzige Schultische mit etwas mehr Komfort. An allen Plätzen musste an der Vorderseite eine Vorrichtung angebracht sein, wo man die Schiefertafeln hineinschieben konnte. Schiefertafeln wurden damals bis in die 9. Klasse benutzt. Vorne im Schulzimmer hing eine alte, schon ganz abgewetzte Wandtafel, etwa einen Quadratmeter gross. Erst nach fast fünfzig Jahren konnte eine zweite Wandtafel gekauft werden. Sie war aus prächtigem Naturschiefer aus dem Engstlidental und leistete bis zur Schliessung der Schule ausgezeichnete Dienste.

Das hintere Schulzimmer war beinahe gleich gross wie das vordere. In diesem hinteren Zimmer wohnten einige Jahre lang die Lehrerinnen. Später wurde ihnen ein kleines Stübchen gleich neben dem Schulzimmer überlassen. Das hintere Schulzimmer diente fortan als Gerümpelkammer, hie und da auch als Schlafzimmer für Arbeitskräfte des Bauernhofes.

In einer Gesamtschule ist man ja genötigt, die Klasse hie und da in Gruppen aufzuteilen. Wenn ich mit den oberen Klassen Geographie oder Geschichte unterrichtete, schickte ich manchmal die Kleineren ins hintere Schulzimmer, später auch etwa in mein kleines Schlafzimmer, damit sie dort ungestört schriftlich arbeiten konnten.

In den vierziger Jahren wurde die Scheune nochmals nach Westen verlängert. Dies bedeutete, dass das einzige Fenster im hinteren Schulzimmer fast verdunkelt wurde. Auch im eigentlichen Klassenzimmer war nun das Westfenster fast nutzlos. Das brachte mich dazu, auf der Südseite ein grosses Loch aus der Mauer zu brechen und dort ein drittes Fenster einzubauen. Die Beleuchtung war aber trotzdem noch sehr dürftig, so dass wir an dunklen Tagen von morgens bis abends das elektrische Licht brennen lassen mussten. Man erzählt, einmal sei ein Schulinspektor unerwartet hereingekommen, und er habe als Allererstes ausgerufen: «Ach, in dieser Schule ist es ja schrecklich dunkel.»



Abb. 18: La Pâturatte ca. 1950, Das Schulzimmer in der Mitte, wo drei Fenster unter dem Kamin sind

Die oben beschriebenen recht armseligen Umstände blieben bestehen bis ins Jahr 1955. Damals gab es nun in La Pâturatte eine richtige Schulkommission, bestehend aus Vätern der Familien, die in der Schule am stärksten vertreten waren. Mein jüngster Bruder Isaak, der zehn Jahre früher noch mein Schüler gewesen war, bekleidete nun das Amt des Schulvorstehers. Ich legte am Anfang des Jahres 1955 der Schulkommission einen Plan vor, wie man die Schuleinrichtungen etwas modernisieren könnte. Die Schulkommission genehmigte meinen Vorschlag. So konnten wir zehn neue Schülerpulte und zwanzig Stühle bestellen, ebenso auch ein einfaches Lehrerpult. Der alte durchgescheuerte Riemenboden wurde ausgebessert und mit einem Plastoflorbelag gedeckt. Die elektrischen Leitungen, schon längst von der Feuerpolizei beanstandet, wurden erneuert, und eine schöne grosse Kugellampe hing nun an der Decke. Die Malerarbeiten verrichteten wir selber, brauchten also nur das Material zu kaufen. So kam die gesamte Renovation schliesslich auf etwa Fr. 5500.– zu stehen.

Wir richteten nun einen Bettelbrief an alle ehemaligen Pâturatte-Schüler, deren Adresse wir kannten. Diese Sammlung ergab rund 3500 Franken. Die Erziehungsdirektion des Kantons Bern stiftete auch 1100 Franken. Ein fröhlicher Schulabend mit allerlei Spielen und Vergnügungen ergab einen Reingewinn von einigen hundert Franken. Schliesslich steuerte noch das Hilfswerk der amerikanischen Mennonitengemeinden, das Mennonite Central Committee, eine sehr willkommene Gabe von etwa 600 Franken bei. Als wir zu Beginn des Wintersemesters in das renovierte Schulzimmer einzogen, waren alle Kosten gedeckt. Wir dankten unserm Gott für das gute Gelingen.

VI. DIE BEZIEHUNGEN ZU DEN SCHULBEHÖRDEN

1. Die Schulkommission

Es war wohl immer klar, dass die Schule La Pâturatte eine Privatschule war. Man findet auch keinerlei Hinweis, dass man überhaupt je daran gedacht hatte, sie in eine Staatsschule umzuwandeln. Dies wäre auch ganz unmöglich gewesen, denn die Schule befand sich auf dem Boden der Gemeinde Montfaucon, eine fast hundertprozentig katholische Gemeinde.

Es gibt zwar eine Tafel, die bei Anlass eines Jubiläums aufgestellt wurde, auf der geschrieben steht: Die erste Schulkommission von La Pâturatte. Dort wird Samuel Gerber, in dessen Haus die Schule untergebracht war, als Präsident genannt, und zwar von 1900 bis 1948. Samuel Nussbaumer, Sous-la-Côte, damals Prediger in der Gemeinde, wird als Sekretär bezeichnet, und dann stehen da noch die Namen Jakob Gerber, Les Vaux, Jakob Sprunger, Gros-Bois-Derrière, David Gerber, Les Joux. Man findet keine Hinweise darauf, dass diese Schulkommission jeweils getagt und Beschlüsse gefasst hätte. In all den Schulrödeln von 1900 bis 1944 ist die Rubrik «Schulkommission» leer. Es ist anzunehmen, dass Samuel Gerber, wenn eine wichtige Entscheidung bevorstand, z.B. die Wahl einer neuen Lehrkraft, mit den Hausvätern der nächsten Bauernhöfe eine Besprechung abhielt und sie um ihre Meinung befragte.

Im Schulrodel des Jahres 1943/44 steht eine Bemerkung des damaligen Schulinspektors Frey: «Gibt es keine Schulkommission?» Ab 1945 war dieser Mangel behoben. Eine Schulkommission von vier bis fünf Gliedern arbeitete mit dem Lehrer zusammen, um wichtige Beschlüsse zu fassen. Es handelte sich bei diesen Mitgliedern um die Väter jener Familien, die gerade die grösste Anzahl von Kindern zur Schule schickten oder von denen in Aussicht stand, dass sie bald eine recht ansehnliche Zahl von Schülern stellen würden. Ein Beispiel: David Gerber, Les Joux, der als Schulkommissonsmitglied schon 1900 erwähnt wird, stellte zu jenem Zeitpunkt nur zwei Schüler aus seiner Familie, doch wuchs seine Familie allmählich an bis auf fünfzehn Kinder, das jüngste geboren 1917. Personen, die in all den Jahren bis 1944 niemals als Schulkommission aktiv waren, schrieben sich doch bei den jährlichen Schulbesuchen immer in der Rubrik «Schulbehörden» ein. Samuel Gerber strich im Schulrodel immer den Titel «Präsident» durch und setzte dafür den Namen «Vorsteher der Privatschule» ein. Er sprach kaum über diesen Punkt, doch sein Verhalten war klar: Er verstand sich als der eigentliche Besitzer dieser Privatschule.

2. Die Schulinspektoren

Sie waren die gesetzliche Kontrollbehörde, die im Auftrag der kantonalen Erziehungsdirektion über die Einhaltung des Gesetzes zu wachen hatte. In

den 77 Jahren, während denen die Schule La Pâturatte existierte, haben sechs Inspektoren die Kontrolle ausgeübt. Nur siebenmal kam in all den Jahren ein Inspektor in La Pâturatte zu Besuch. Nur zwei der Inspektoren beherrschten die deutsche Sprache einigermassen. Der Inspektor Mamie, der ganz wenig Deutsch verstand, besuchte in seiner recht langen Amtszeit die Schule nur zweimal. Für ihn war jeweils das schönste Erlebnis, wenn die ganze Klasse ein richtiges Jodelliad vortrug. Da man kaum im voraus wusste, wann der Inspektor auftauchen würde, achtete der Lehrer darauf, dass man immer ein Jodelliad auf Vorrat hatte. Ein anderer Inspektor, der, glaube ich, in seiner langen Amtszeit dreimal die Schule besuchte, war immer besonders begeistert, wenn er von der Frau des Schulvorstehers ein tüchtiges Stück Bauernspeck entgegennehmen konnte.

Ein besonders strenges Auge hatten die Inspektoren auf jene Fälle, in denen ein Schüler unentschuldigt allzu viele Tage von der Schule ferngeblieben war. Solch ein Schüler musste, von Gesetzes wegen, verzeigt und gebüßt werden. Der eine Inspektor wollte durchsetzen, dass die Schulkommission von Montfaucon über die Privatschule La Pâturatte eine Art Aufsicht ausüben sollte. Sie sollte alle Strafanzeigen für unentschuldigtes Fernbleiben jeweils sofort zugestellt erhalten und weiterleiten, und der Schulrodel sollte dem Präsidenten der Schulkommission in Montfaucon zur Unterschrift zugestellt werden. Der Inspektor hätte gerne durchgesetzt, dass die Kommission von Montfaucon auch über den Unterricht etwas Kontrolle ausüben würde. Doch das war kaum möglich, weil diese Leute ja kein Deutsch verstanden. Einmal kam ein Brief von einem Mitglied der Kommission von Montfaucon, der ganz in Deutsch abgefasst war. Der Schreiber versprach, von jetzt an gelegentlich die Schule zu besuchen. Die Inspektoren hatten auch darüber zu wachen, dass die vom Gesetz vorgeschriebene Zahl von Schulwochen und Stunden eingehalten wurde. Manchmal steht da nach der Kontrolle ein gewisser Vermerk, dass die minimale Schulzeit nicht ganz erfüllt worden sei.

Mehrmals richtete der Vorsteher der Schule ein Gesuch um Erhöhung des Staatsbeitrags an die Erziehungsdirektion. Solch ein Gesuch musste ja unbedingt durch den Schulinspektor begutachtet werden. Wir wissen nicht genau Bescheid, wie das gelaufen ist, doch ist wahrscheinlich das Gutachten des Inspektors meistens negativ ausgefallen.

Unvergesslich ist mir ein Besuch bei Inspektor Mamie in Courgenay, dem wir ein Gesuch um Erhöhung des Staatsbeitrages zugestellt hatten. Inspektor Mamie, das wussten wir, war gar nicht gut zu sprechen auf unsere Schule. Er sprach mehrmals mit dem Vorsteher über das Anliegen, dass doch diese Kinder, die ganz im französischen Teil des Kantons aufwuchsen, sehr gut Französisch lernen müssten. Er meinte, wenn man die Schule La Pâturatte auf Französisch umstellen würde, hätten die Kinder später beruflich viel bessere Möglichkeiten. Als ich den Inspektor mit etwas bangem Her-

zen besuchte, war er überaus freundlich und unserem Gesuch gegenüber positiv eingestellt. Er merkte, dass ich darüber sehr erstaunt war, und erklärte: «Ich habe in letzter Zeit meine Meinung geändert. Ich habe in nächster Nähe mennonitische Familien beobachtet, habe ihre vorbildliche Lebensart und ihren Eifer für ihre Mennonitengemeinde gesehen, und in letzter Zeit dachte ich oft: Herr Gerber in La Pâturatte hat doch recht, wenn er für seine Leute eine deutsche Schule behalten will. Ich meine, es lohnt sich, für solch eine Schule ein Opfer zu bringen, und ich werde Ihr Gesuch in empfehlendem Sinn nach Bern weiterleiten.»

3. Die Bernische Erziehungsdirektion

Der Regierungsrat des Kantons Bern stand der Privatschule La Pâturatte nicht unbedingt ablehnend gegenüber. Doch er gewährte in den ersten Jahrzehnten nur sehr bescheidene finanzielle Hilfe.

Die Vorgängerin dieser Schule, die Privatschule Le Cernil, hatte in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts von Bern ungefähr 200 Franken im Jahr erhalten.

Dieser kleine Beitrag wurde auf Zusehen hin auch für die Gemeinde La Pâturatte gesprochen.

Aus den noch vorhandenen Unterlagen geht hervor, dass der Vorsteher der Schule La Pâturatte, Samuel Gerber, in den Jahren 1920, dann wieder 1929/30 und noch einmal 1934 Vorstösse unternahm, um den Staatsbeitrag erhöhen zu lassen. Gewöhnlich verlangte die Erziehungsdirektion vom zuständigen Schulinspektor nähere Angaben über die Zahl der Schüler und über ihre Herkunft. Hier und da findet man auch eine kurze Bemerkung, diese Schule sei ja nicht aus Gründen der Entfernung oder aus sprachlichen Gründen gegründet worden, sondern vor allem aus religiösen.

Die Schulinspektoren Gylam und später Gobat waren den Täuferschulen im Jura besonders günstig gesinnt, weil sie bei gelegentlichen Besuchen festgestellt hatten, dass diese Schulen eigentlich einen ausgezeichneten Dienst leisteten und dass es nur gerecht wäre, wenn der Kanton sie besser unterstützen würde.

Nach verschiedenen Interventionen vor allem durch Samuel Gerber war der jährliche Staatsbeitrag im Jahr 1920 auf Fr. 1000.– angewachsen.

In den Jahren 1929/30 wurde ein weiterer Vorstoss gewagt. Der Erziehungsdirektor verlangte wiederum genauere Angaben über die Schule La Pâturatte. Dann forderte er den Schulinspektor auf, bei den Gemeinden Montfaucon, Tramelan, Les Genevez, Lajoux, Saignelegier eine Unterstützung zu beantragen. Alle Gemeinden antworteten recht bald total ablehnend, mit Ausnahme von Montfaucon. Diese Gemeinde, auf deren Boden ja die Schule La Pâturatte stand, gewährte schon seit einiger Zeit einen Beitrag von 10 Franken pro Schüler und Jahr an die Kosten des Schulma-

terials. Nach der neuen Intervention von 1930 erhöhte sie diesen Gemeindebeitrag von 10 auf 12 Franken. Der Regierungsrat beschloss, seinen jährlichen Beitrag von 1000 auf 2000 Franken zu erhöhen.

Im Jahr 1934 wurde ein neuer Vorstoss gewagt, diesmal auch unterstützt von der bernischen Bauernhilfskasse. Der Vertreter dieser Kasse schrieb an die Erziehungsdirektion, dass die Väter, die an der Schule La Pâturatte beteiligt waren, in sehr schwierigen Verhältnissen, ja sogar am Rande des Ruins seien und also für ihre Kinder weder Schulgeld noch Material bezahlen könnten. Im gleichen Brief betont dieser Vertreter der Bauernhilfskasse, dass auch der Vorsteher der Schule, Samuel Gerber, in seiner wirtschaftlichen Existenz bedroht sei und deshalb die Hilfe der Bauernhilfskasse in Anspruch nehmen müsse. Unter diesen Umständen, so schrieb auch Samuel Gerber selbst, sei ihm eine weitere alleinige Verantwortung für die finanziellen Verpflichtungen dieser Schule nicht mehr möglich.

Als 1941 der junge Samuel Gerber die Schule übernahm, führte er zunächst mehrere Verhandlungen mit den politische Gemeinden der Umgebung. Es gelang schliesslich, sie dazu zu bewegen, wenigstens an das Schulmaterial und an die Lehrmittel einen angemessenen Beitrag zu leisten.

Im Jahr 1947 erschien in der jurassischen Presse der erste Hetzartikel gegen die Täuferschulen. Roland Béguelin, damals Gemeindeschreiber in Tramelan, behauptete in Artikeln, die von Verdrehungen und Unrichtigkeiten strotzten, dass diese Schulen von der Berner Regierung unterstützt und gefördert würden, um die Germanisierung des Jura voranzutreiben.

Nach scharfer Zurechtweisung durch Roland Béguelin strichen die beteiligten Gemeinden sofort ihre Beiträge an die Schule La Pâturatte. Der Regierungsrat des Kantons Bern wollte diese Schulen nicht unter Zwang schliessen, doch er war bereit, den heftigen polemischen Angriffen der Separatisten Rechnung zu tragen, indem er für diese Schulen eine starke Förderung des Französischunterrichts beschloss. Die Lehrer der Täuferschulen wurden aufgefordert, auf Kosten der Regierung einen mehrmonatigen Französischkurs an einer Universität der welschen Schweiz zu besuchen. Nachher sollte der Französischunterricht an diesen Schulen stark gefördert werden. Pro Woche sollten dafür gleich viele Stunden vorsehen werden wie für den Deutschunterricht. Zudem wollte die Regierung alle Kosten für Schulmaterial in Französisch übernehmen. Der Lehrer der Schule La Pâturatte, der allerdings schon recht geläufig Französisch sprach, verbrachte dann zwei oder drei Monate an der Universität Genf. Der Französischunterricht an seiner Schule wurde hierauf bedeutend ausgebaut.

Einige Eltern fingen auch an, ihre Kinder für das letzte Schuljahr in eine französische Schule der Nachbarschaft zu schicken. Man stellte dabei recht oft fest, dass die Kenntnisse in französischer Grammatik und Orthographie bei diesen Schülern besser war als bei denjenigen, die alle Schulklassen in Französisch absolviert hatten. Im Jahr 1949 ersuchte der Lehrer um ein

Gespräch beim Erziehungsdirektor des Kantons Bern. Es war wahrscheinlich das einzige Mal, dass ein Lehrer einer Täuferschule bis zur Kantonsregierung vordrang. Damals war Markus Feldmann, der spätere Bundesrat, Erziehungsdirektor des Kantons Bern. Er empfing den jungen Lehrer sehr freundlich und sagte ihm: «Befolgen Sie die neuen Weisungen der Regierung mit Vernunft. Tun Sie in der Förderung der französischen Sprache, was eben möglich ist. Ich weiss ja, dass manche Schüler schwach sind und kaum ihre deutsche Muttersprache genügend beherrschen lernen. Wenn wir den Eindruck bekommen, dass Sie im Französischunterricht ihr Möglichstes getan haben, dann ist alles gut. Wir werden Sie nicht unter Druck setzen.»

Im Lauf der Audienz kam man auch auf Roland Béguelin, den Anführer der Separatisten, zu sprechen. Regierungsrat Feldmann erklärte: «Ich weigere mich, diesen Mann zu einem Gespräch zu empfangen. Er hat in seinen Polemiken die deutsche Sprache, die von den Leuten gesprochen wird, als Negrodeutsch bezeichnet. Mit einem Menschen, der die Sprache von Goethe und Gotthelf als Negrodeutsch bezeichnet, werde ich keine Unterredung führen.»

Trotz des Wohlwollens der bernischen Regierung nahm das traurige Schicksal der Privatschulen im Jura seinen Lauf. Die finanziellen Lasten wurden zu gross. Auch in La Pâturatte nahmen die Schülerzahlen ab. Es gab keine Familien mehr mit bis 15 Kindern, wie damals, als die Schule gegründet worden war. 1977 war es in Pâturatte soweit, dass die Schule geschlossen werden musste. Andere Täuferschulen waren schon vorher entweder ganz in französische Schulen umgewandelt worden, oder sie wurden geschlossen.

VII. SAMUEL GERBER JUN.

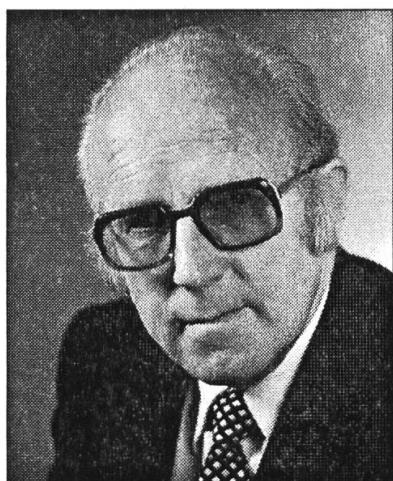


Abb. 19:
Samuel Gerber, jun., geb. 1920,
war Lehrer 1941–1957

Unser Vater, dessen Biographie sich weiter vorn findet, wollte anscheinend unbedingt einen Sohn, der seinen Vornamen trug. Im Jahr 1900 wurde der erste Sohn geboren, der den Namen Samuel erhielt. Er starb aber nach sechs Jahren. Sieben Jahre später erhielt das

letzte Kind aus der ersten Ehe ebenfalls den Namen Samuel, doch es starb ebenfalls im Alter von sechs Jahren.

Als im Jahr 1920 aus der zweiten Ehe wieder ein Sohn geboren wurde, erhielt er als dritter den Namen Samuel.

Ich werde von hier an in der Ichform über mein Leben berichten.

Die ersten sieben Jahre Primarschule verbrachte ich an der Schule La Pâaturatte.

Ich hatte an der Schule La Pâaturatte einiges zu leiden. Einmal war ich von Anfang an bis zum siebten oder achten Schuljahr ein starker Bettnässer. Meine liebe Mutter kümmerte sich etwas um mein Leiden, doch sie konnte es nicht heilen. Ich zog dann oft am Morgen die Wäschestücke so nass an, wie sie eben während der Nacht geworden waren. Das brachte mir von Seiten meiner Kameraden oft hämische Bemerkungen ein, und ich spürte, wie sie sich bemühten, Abstand von mir zu halten wegen des schlechten Geruchs.

Eine zweite Schwierigkeit entstand durch meine gute Begabung. Ich war eigentlich ständig unterfordert und vertrieb mir dann die Zeit mit Lesen oder mit Horchen auf die interessanten Lektionen, die die Lehrerin der Oberklasse erteilte. Oft, wenn die grossen Schüler sich im Kopfrechnen so bockig anstellten und die Antworten nicht herauskriegten, fragte die Lehrerin mich: «Sami, weisst du es?» Triumphierend schmetterte ich dann die Antwort hinaus, und das brachte mir neue Antipathien von den grossen Schülern ein.

Ein drittes Übel war, wenn man es so nennen kann, mein grosser Kopf. Bis heute habe ich Schwierigkeiten, wenn ich mir einen neuen Hut kaufen will. Ich brauche eben die Hutnummern 60 oder 61, und in den meisten Hutgeschäften sind diese grossen Nummern fast nicht zu kriegen.

Meine Schulkameraden stellten dann eben eine Verbindung her zwischen dem grossen Schädel und der besonderen Begabung im Rechnen und grüssten mich oft nur mit dem Spottnamen «Grossgrind».

Ein weiteres Problem hatte nicht mit der Schule zu tun, sondern es war bedingt durch eine Idee meines Vaters. Er wollte mich einfach bei sich haben. So musste ich Abend für Abend ungefähr zehn bis zwölf Kühen die Schwänze halten, währenddem mein Vater sie molk. Das war natürlich für ihn angenehmer, als sich von unappetitlichen Schwänzen ins Gesicht schlagen zu lassen. «Kuhchwänze halten» ist mir bis heute ein Greuel.

Ein Lichtblick waren aber für mich von früh an die Bücher, die in meines Vaters Gestell standen. Weitaus die meisten dieser Bücher waren ja viel zu hoch für meinen kindlichen Verstand. Ich las sie aber trotzdem fast alle durch, und ich war besonders glücklich, als meine dritte Lehrerin, Anna Lüscher aus dem Kanton Aargau, meinen Lesehunger stillte mit vielen Büchern, die sie in ihrem Regal hatte. Es waren z.T. schon Liebesromane, die dem Verständnis eines dreizehnjährigen Jungen nicht angepasst waren.

Das achte Schuljahr durfte ich dann in der französischen Schule Les Reussilles verbringen. Der Lehrer der Oberschule, Marc Hägeli, war für mich

bald das leuchtende Vorbild eines frohen tüchtigen Lehrers. Beim Umgang mit ihm begann in meinem Herzen der Wunsch zu reifen, ich möchte auch so ein Lehrer werden. Am Schluss der achten Klasse musste ich in Pruntrut das Austrittsexamen bestehen, weil mein Vater mich dringend benötigte. Mein älterer Halbbruder Daniel hatte sich verheiratet, und mein Vater war gesundheitlich angeschlagen.

Ich wurde also für zwei Jahre Bauer, und meine Mutter lobte auch später noch meine praktische Begabung für diesen Beruf. In meinem Herzen brannte aber weiterhin der Wunsch, ins Lehrerseminar zu gehen. Ich war eben doch kein Viehzüchter.

Im Frühjahr 1937 war es dann soweit. Mein Bruder David hatte die Schule abgeschlossen und konnte mich auf dem Bauernhof ablösen. Der neue Besitzer des Hofes La Pâturatte war bereit, mir das nötige Geld zum Studium zu leihen, und ich durfte im Februar 1937 das Aufnahmeeexamen ins Seminar Muristalden in Bern bestehen. Peter Zürcher, der damals in La Pâturatte Lehrer war, erteilte mir jeweils nach dem Nachtessen Unterricht in Algebra.

Während der vier Jahre Seminarzeit benützte ich alle meine Ferien zur eifrigeren Mithilfe im elterlichen Betrieb.

Im Winter 1937/38 erlebte ich eine recht schwere Krise. Mein Halbbruder Daniel war im Herbst 1937 ganz plötzlich an Herzstillstand gestorben.

Weil ich merkte, dass meine Hilfe zu Hause nötig wurde, ging ich eines Tages zum Seminardirektor, um ihm zu eröffnen, ich wolle das Seminar verlassen, um meinem Vater zu helfen.

Der Direktor besprach meine Idee an der Lehrersitzung und teilte mir dann mit, die Lehrer wären einstimmig der Meinung, ich müsste das Problem zuerst mit meinen Eltern besprechen. Am folgenden Wochenende eröffnete ich meinen Eltern meine Absicht; doch ihre Antwort war sofort kategorisch: So etwas kommt nicht in Frage. Wir werden schon fertig werden ohne dich. Du machst deine Ausbildung am Lehrerseminar fertig.

Am 2. April 1941 erhielt ich das ersehnte grüne Papier, das Primarlehrerpatent.

Auf Anweisung meines Vaters hatte ich schon einige Wochen vorher dem bisherigen Amtsinhaber Alfred Gerber schreiben müssen, dass sein Dienst in La Pâturatte nun zu Ende gehe. Dies war anscheinend bei seinem Dienstantritt mit ihm vereinbart worden.

Der Arbeitsantritt in La Pâturatte fiel für mich nicht gerade ermutigend aus. In Bern hatte ich etwas viel Lorbeeren erhalten, weil ich als einziger meiner Seminarklasse in allen Fächern mit der Maximumnote abgeschlossen hatte. Ich telefonierte nach Hause, meldete mein gutes Resultat und kündigte meine Ankunft für den folgenden Tag an. Die Eisenbahn brachte dann meinen schweren Koffer, mein Fahrrad und mich selber nach Les Reuilles. Da war kein Mensch von meiner Verwandtschaft, um mich zu

empfangen und mein schweres Gepäck nach Hause zu fahren. Ich befestigte den Koffer mit Schnüren auf meinem Fahrrad und schob das schwere Gefährt nach La Pâturatte. Als ich mitten am Vormittag eintraf, sagte die Mutter: «Gut, dass du da bist! Dort in der Kanne ist noch etwas Tee, der noch lau ist. Du kannst dich bedienen, wenn du Durst hast.» Nachher bezog ich das seit vielen Jahren bekannte Lehrerstübchen und fing an, mich für die erste Unterrichtsstunde, die am folgenden Tag stattfinden sollte, vorzubereiten.

Ich betrat also am 3. April das Schulzimmer, in dem ich selber sieben Jahre als Schüler gesessen hatte. Die Schüler der obersten Klassen waren ja noch vier Jahre früher meine Schulkameraden gewesen.

Niemand hielt es für nötig, mich der Klasse vorzustellen und mir einige gute Wünsche mitzugeben für den Schulanfang.

An den folgenden Tagen wollte mein Vater, wie er es in den vergangenen Jahren immer getan hatte, mir beim Mittagessen Arbeit auf dem Bauernhof zuweisen. Zwei, drei Tage lang fügte ich mich seinem Willen, doch dann erklärte ich:

«Vater, das geht jetzt so nicht mehr weiter. Ich kann nicht mehr vormittags Schule halten und nachmittags bei dir auf dem Bauernhof arbeiten. Ich bin ein ungeübter Anfänger im Schulehalten und brauche die Nachmittle zur Vorbereitung für den folgenden Tag.»

Es war völlig klar, dass ich all meine Ferientage im Juli und im Herbst dazu hergeben würde, um bei den Erntearbeiten mitzuhelfen. Ich erhielt ja auch vom Vater für meine Schularbeit nun freie Kost und Logis, wie es schon seit ungefähr vierzig Jahren bei den Lehrerinnen der Fall gewesen war.

Ich merkte bald, dass der Präsident der Prüfungskommission in Bern recht gehabt hatte, als er uns bei der Patentierung sagte: «Ihr seid alle noch keine Lehrer. Ihr erhaltet hiermit nur die Erlaubnis, es mit dem Lehrerberuf zu versuchen.»

Ein Jahr später bestand ich in Bern die Fachprüfung für den Französisch-Unterricht. Diese Prüfung war damals für manche Schulen im Kanton Bern noch notwendig, und ich wollte ja auch in La Pâturatte sobald wie möglich Französisch unterrichten.

Ich durfte dann während sechzehn Jahren an der Gesamtschule wirken. Dies ist wahrlich kein lustiger Beruf, weil man einfach den Anforderungen all der neun Klassen niemals gerecht werden kann. Unser Methodiklehrer am Seminar hatte uns schon gesagt: «Wenn ihr an eine Gesamtschule kommt, dann lasst euch nicht entmutigen. Tut einfach, was euch möglich ist.»

Ich habe früher schon einiges angedeutet von den Freuden und Leiden meines Schulmeisterdaseins.

Schon sehr bald kam der Donnerstagabend, an dem ich mit meinen erwachsenen Geschwistern zur Kapelle der Täufergemeinde ging, um den

Gemeindechor zu übernehmen. Diese Übernahme verlief nicht ganz ohne Pannen, weil zunächst fast niemand zu der Chorübung erschien. Bald aber lief die Sache ganz erfreulich an, und ich war dann Chordirigent bis 1957, als ich nach Liestal zog. Vom Dirigieren verstand ich zunächst nur soviel, dass man es nicht machen durfte wie unser Chorleiter am Lehrerseminar. Seine Dirigierkunst war für mich immer fast etwas Lächerliches. Ich kniete mich also tüchtig in die Chormusik hinein und durfte die Freude erleben, dass nach einigen Monaten der Chor schon über vierzig Sängerinnen und Sänger zählte. Nach einigen Jahren wurde ich vom Kreis Seeland-Jura-Solothurn des Christlichen Sängerbundes zum Kreisdirigenten gewählt. Ich durfte an den Kreissängertagen, die alle zwei Jahre durchgeführt wurden, mehrmals herrliche Chorlieder vortragen mit einem Gesamtchor von ungefähr 400 Personen.



Abb. 20: Klasse 1950/51

Im Sommer hatten wir nur vormittags Schule. Nachmittags musste ich also zuerst Schülerarbeiten korrigieren, dann die Stunden für den nächsten Tag vorbereiten, und recht oft blieb doch noch Zeit, um Feld und Wald in der Umgebung zu durchstreifen. Ich war immer ein besonderer Naturfreund, und meine Lieblinge waren die Vögel. Oft entdeckte ich dann Nester von Singvögeln, auch von Bussarden und Habichten, und ich war glücklich,

wenn ich ganz still die Vögel bei ihrem Treiben beobachten durfte. Meine Liebe zur Natur übertrug sich natürlich auf meine Schüler. Ein besonders schönes Erlebnis war es, wenn gerade die schwächsten Schüler, die im Rechnen und im Rechtschreiben gar keine Glanzlichter waren, mir zuflüsterten: «Ich habe wieder ein Nestchen gefunden, Herr Lehrer, wann darf ich es Ihnen zeigen?» Besonders erfreut waren meine Schüler und ich, wenn wir Nester von Vogelarten entdeckten, die auch im Jura schon recht selten waren.

In der Täufergemeinde war ich recht bald nicht nur als Chorleiter eingespannt, sondern ich durfte auch schon erste Versuche machen im Predigen. Damals wurde man in unseren Gemeinden zuerst zum Probeprediger eingesetzt. Nachdem ich mich drei Jahre in dieser Funktion bewährt hatte, wurde ich ordiniert. In Berücksichtigung der zunehmenden Dienste, die ich in der Gemeinde zu leisten hatte, wurde mir die Miete für die Wohnung erlassen.

Im Schulzimmer stand ein wohlklingendes Harmonium. Viele Täuferfamilien hatten damals ein Harmonium in ihrem Wohnzimmer. Als bekannt wurde, ich hätte das Harmonium der Schule geflickt, erwarb ich allmählich ein beachtliches Renommee als Harmoniumflicker.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges erhielt ich immer öfter Gelegenheit, im Auftrag der Gemeinde ins Ausland zu fahren. Ich sah die zerbombten Städte in Deutschland, und ich durfte 1948 zwei Monate lang mennonitische Gemeinden in Nordamerika besuchen. Diese Erlebnisse weckten in mir immer stärker das Bewusstsein, dass ich wohl über die engen Grenzen des Jura noch wichtigere Aufgaben zu erfüllen hätte.

Ein amerikanischer Professor besuchte 1949 die täuferischen Gemeinden in der Schweiz. Er sah, wie ich mich mit meinem Drahtesel abquälte, um bergauf und bergab all die Orte zu erreichen, wo ich nun als Seelsorger oder Dirigent zu dienen hatte. Ohne ein Wort zu sagen, fuhr er nach Amerika zurück und sammelte dort für mich Geld, damit ich ein Motorrad kaufen konnte. Meine liebe Frau weinte, als ich mit dem geschenkten Töff nach Hause kam. Sie sagte: «Woher sollen wir das Geld nehmen für Benzin, Versicherungen und Unterhalt?»

Während einiger Jahre war es mir in den Sommermonaten möglich, dreimal pro Woche vormittags Schule zu halten und nachmittags theologische Vorlesungen an der Uni Basel zu besuchen.

In der Kapelle Les Mottes wurde für uns, als wir heirateten, aus einem alten Pferdestall eine Wohnung eingerichtet. Dort lebten wir arm, aber glücklich. Es wurden uns im Lauf der Jahre vier Söhne und eine Tochter geschenkt. Wir bezeichnen heute noch gerne jene Zeit des Wirkens an der Schule La Pâturatte als die glücklichsten Jahre für unsere Familie.

VIII. ABRAHAM GERBER

Lehrer an der Schule La Pâturatte von 1960 bis 1977.

Abraham Gerber wurde in Familie und Umgebung, wahrscheinlich in der ganzen schweizerischen Bruderschaft, immer nur Hämy genannt, und ich werde nun bei meinem Bericht auch diese Bezeichnung benützen. Mit Hämy und seiner Frau Anny begann für die Schule La Pâturatte eine ganz besondere, mit wichtigen Ereignissen ausgefüllte Periode.

Hämy hatte, bevor er zum Studium nach St. Chrischona ging, das väterliche Bauernhaus in Es Chaux fast ganz umgebaut. Er hatte selbstständig die Baupläne gezeichnet, die Formalitäten erledigt und dann mit seinen jüngeren Brüdern zusammen den Umbau der Scheune, später auch der Wohnung völlig eigenständig durchgeführt. Er war also ein aussergewöhnlich begabter Planer und Handwerker. Begreiflicherweise fiel es seinem Vater schwer, den Hämy nach St. Chrischona ziehen zu lassen. Sein Studium auf St. Chrischona wurde aber durch eine Lungentuberkulose jäh unterbrochen. Nach einem Kuraufenthalt im Militärsanatorium bestand Hämy in Bern die Prüfung zur Ausbildung zum Primarlehrer und schloss diese im Herbst 1959 mit dem Lehrerpatent ab.

Ich habe früher geschildert, wie man 1944/45 für mich in der Kapelle Les Mottes eine Wohnung eingebaut hatte. Dort, wo früher ein grosser Pferdestall gewesen war, damit die Gottesdienstbesucher ihre Pferde im warmen Stall einstellen konnten, war nun die Lehrerwohnung.

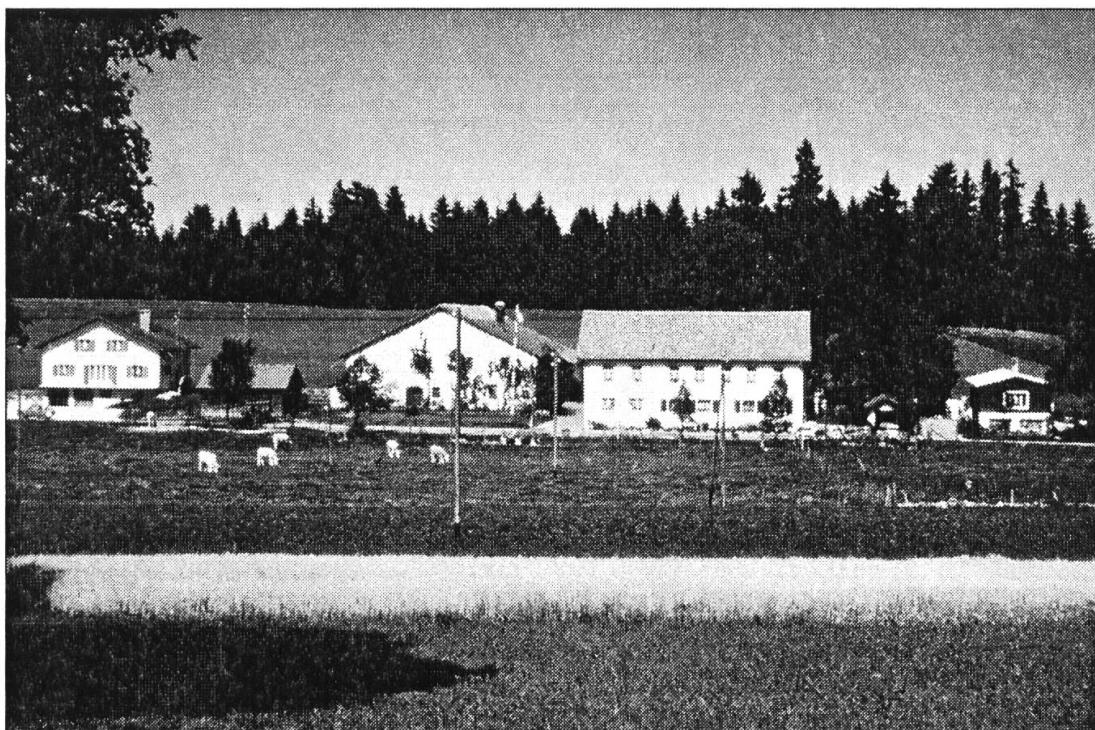


Abb. 21: Kapelle Les Mottes

Nachdem wir ausgezogen waren, machte man die Wohnung noch ein bisschen zurecht, und dann zog im März 1960 Hämy mit seiner Familie dort ein. Er baute im Laufe der Jahre auch in der Schule La Pâturatte einiges um und verbesserte, was unhaltbar geworden war.

Vor allem wurden seine Fachkenntnisse während des Umbaus der Kapelle Les Mottes geschätzt. Sowohl die Maurer wie die Zimmerleute nahmen seine Vorschläge gerne zur Kenntnis. Die Kapelle wurde nach Westen um einige Meter verlängert. Die Decke im Gottesdienstraum wurde gehoben und ganz hübsch ausgestaltet. Auf der Nordseite wurde ein neues Treppenhaus gebaut mit Aufgängen von beiden Seiten. Diese recht schwierigen Arbeiten wurden natürlich durch Fachleute ausgeführt.

Auf der Ostseite der Kapelle, neben dem Garten, wurde eine hübsche Autogarage erstellt.

Kurze Zeit später konnte man eine Baracke günstig kaufen, die während des Umbaus eines Möbelgeschäftes als Verkaufsladen gedient hatte. Man stellte sie noch etwas weiter östlich auf, um für unsere Kinder- und Jugendlager eine geeignete Unterkunft zu schaffen. Die Baracke brauchte natürlich viele Veränderungen. Man baute Toiletten und eine Küche ein, der grösste Raum wurde zum Speisesaal, und dann wurde eine Unterkunft für die Jungen gebaut im Massenlagerstil. Später wurden im Kellergeschoss der Baracke noch Zimmer und sanitäre Anlagen sowie eine kleine Bibliothek für die Lagerleiter und Lehrer eingebaut.

Nördlich der Lehrerwohnung, auf gleicher Ebene, wurde ein früherer Abstellraum umgebaut als Grossküche für Veranstaltungen der Gemeinde, auch zur Ergänzung der allzu kleinen Küche im Jugendhaus.

Unter der Lehrerwohnung war ein geräumiger Keller. Der wurde nun zum Massenlager für die Mädchen umgebaut. Man nannte diesen Raum den «Spatzensaal». Alle diese Einrichtungen kosteten recht viel Geld und viel Handarbeit. Zum Glück gab es in der Gemeinde zahlreiche dienstbereite und begabte Leute, die beim Bau des Jugendhauses und der Nebengebäude mithelfen konnten. Hämy war eine Art Bauführer, der darauf achtete, dass alles nach Plan zu stehen kam.

Nachdem das Jugendhaus einigermassen fertig gebaut war, wurde es bald rege benutzt von Jugendgruppen und Schulklassen, die bei weitem nicht nur aus mennonitischen Kreisen kamen, sondern aus der ganzen deutschen Schweiz. Sehr oft wurde das Jugendhaus von Konfirmandenklassen der bernischen Landeskirche benutzt, hatte sich diese doch mit einem Beitrag von Fr. 18 000.– am Bau beteiligt.

Hämy und Anny waren auch verantwortlich für diesen ganzen Jugendhausbetrieb. Sie mussten die Reservierungen vornehmen und dann die Gruppen etwas beaufsichtigen und nach deren Auszug das Jugendhaus sauber und in Ordnung bereitstellen für die nächste bald eintreffende Jugendgruppe.

Gerbers hatten nebenbei auch für die Reinigung des Gottesdienstraumes zu sorgen. Dazu brauchte es eine gewisse Organisation, und es gab manchmal recht grosse Probleme zu lösen. Als Vergütung für die mancherlei Dienste wurde der Lehrersfamilie die Wohnung unentgeltlich überlassen. Weil Geldmangel doch ein recht häufiges Problem war für Hämy und Anny, ergriffen sie die Gelegenheit, nach etwa zwei Jahren Schultätigkeit in La Pâturatte ein zusätzliches Einkommen zu beschaffen, indem Hämy sich als Deutschlehrer an der Gewerbeschule in Tramelan anstellen liess. Jeden Montag- und Dienstagabend hatte er nun dort zwei Stunden zu unterrichten. Diese Nebenbeschäftigung wurde recht gut bezahlt.

Bald nach seinem Amtsantritt wurde Hämy auch von der Täufergemeinde zum nebenamtlichen Prediger berufen.

Im Frühjahr 1968 wurde Hämy von den Schweizer Gemeinden beauftragt, zusammen mit seinem Schulvorsteher eine Hilfsaktion für die notleidenden Menschen in Indonesien zu organisieren.

Hämy war dann längere Zeit der Beauftragte der Schweizer Mennoniten bei den Verhandlungen mit den Behörden in Bern. Durch diese Bemühungen wurde es möglich, dass man grosse Mengen von Milchpulver in die Notgebiete schicken konnte.

Aus der damaligen Notsituation entstand die schweizerische mennonitische Organisation für Hilfswerke (SMO). Da war Hämy lange an vorderster Front dabei. Es kamen allmählich noch weitere Aufgaben dazu, die Hämy viel Zeit und Mühe kosteten. Es ist wohl nicht verwunderlich, dass man hie und da von Leuten aus dem Schulkreis die Frage zu hören bekam: «Hat dieser Mann denn eigentlich noch Zeit für seine Schule?»

Mir scheint aber, dass doch die meisten Schüler einen guten Grad des Wissens erreichten, und nicht umsonst stellt man jetzt fest, dass ein erstaunlich hoher Prozentsatz von ihnen sogar höhere Schulen absolvieren und Zugang zu interessanten Berufen finden konnte. Es würde zu weit führen, all die Berufe aufzuzählen, in denen man heute ehemalige Schüler von Hämy findet.

Anny hatte, wie schon frühere Lehrersfrauen, auch den Handarbeitsunterricht für die Mädchen zu erteilen. Sie hatte durch allerlei Kurse schon gute Kenntnisse für die Aufgabe erworben, und im Jahre 1976 bestand sie sogar das recht schwierige Examen, um patentierte Handarbeitslehrerin zu werden.

Die Schülerzahlen erreichten während der Amtszeit von Hämy nie mehr die Grösse früherer Jahre. Die Familien waren ja auch viel kleiner als damals. Leider stehen uns die Schulrödel jener Jahre nicht zur Verfügung. Nur drei Exemplare konnte ich noch durchsehen, und laut den Aussagen von Hämy war die grösste Klasse, die er damals hatte, etwa um die neunzehn Schüler. Allmählich sank aber die Schülerzahl doch schon auf weniger als zehn. Und wenn man einen Blick tat in die Familien, die für die

Pâturatte-Schule in Frage kamen, dann war vorauszusehen, dass die Schülerzahl wohl über längere Zeit unter zehn absinken würde.

Interessanterweise stellt man in den Jahren der Tätigkeit von Hämy fest, dass einige französischsprechende Schüler von Les Reussilles und sogar von Tramelan die Schule La Pâturatte besuchten, wenigstens für ein bis zwei Jahre, um die deutsche Sprache etwas zu erlernen.

Das Problem des Unterrichts in französischer Sprache bereitete natürlich Hämy und Anny kaum Schwierigkeiten. Sie hatten die meisten Schuljahre ihrer eigenen Jugendzeit in französischen Schulen zugebracht. Es fiel deshalb Anny auch nicht schwer, ihren Ehemann hie und da zu vertreten, wenn er durch seine nebenamtlichen Aufgaben gezwungen war, ins Ausland zu reisen. In den Jahren 1976/77 war die politische Entwicklung im Jura ja recht stürmisch. Die Separatisten führten einen harten Kampf, um zu erreichen, dass der Berner Jura ein selbständiger Kanton werden könnte. Mit besonderem Hass polemisierten sie denn auch immer wieder gegen die deutschen Schulen im Jura und gegen die Täufer, die sie als allzu deutschfreundlich bezeichneten. In jener Zeit gab es auch eine jurassische separatistische Terrororganisation, die mehrere Bauernhöfe im Schulkreis von La Pâturatte in Brand steckte. Da veranlasste die Regierung, dass die Schule La Pâturatte und die Lehrerwohnung in Les Mottes über Monate hinweg von der Polizei bewacht werden musste.

Da sich ein Sieg der separatistischen Ideen immer deutlicher abzeichnete, ist es verständlich, dass Hämy und Anny anfingen, sich nach einer neuen Arbeitsstelle umzusehen. Im Jahre 1977 war es dann soweit, dass sie die Schule La Pâturatte verließen und in der Ostschweiz eine neue Aufgabe in einer Knabeanstalt übernahmen.

IX. DAS ENDE

Im Jahr 1947 erschien der erste gehässig polemische Artikel gegen die Täuferschulen im Jura. Er stammte aus der Feder von Roland Béguelin, damals Gemeindeschreiber in Tramelan. Der Artikel strotzte von böswilligen Unterstellungen und Verdrehungen, auch von falschen Zahlen. Der Artikel trug den Titel «La germanisation du Jura». R.B. behauptete, die Berner Regierung beabsichtigte, den ganzen Berner Jura zu germanisieren, und ein perfides Mittel dazu sei die Gründung und grosszügige Förderung von deutschen Schulen im Jura. R.B. forderte kategorisch die Schliessung dieser Schulen; denn das «heilige» Territorialprinzip erlaube keinerlei Verschiebung der Sprachgrenzen in der Schweiz.

Es existierten damals noch acht Täuferschulen im Jura. Dazu muss man noch die kleine Anzahl von deutschen Schulen nennen, die in kleinen Dör-

fern am Rande der Kantongrenzen bestanden (Schelten, Seehof, Ederswiler, Roggenburg).

Nachdem das Schweizer Volk in einer Abstimmung der Abtrennung des Nordjuras vom Kanton Bern zugestimmt hatte, war das Schicksal der Schule La Pâturatte besiegelt. Die andern damals noch bestehenden Täuferschulen befanden sich alle auf dem Gebiet des Südjuras, der sich entschieden hatte, beim Kanton Bern zu bleiben.

Der Hof La Pâturatte wurde durch die neuen Kantongrenzen stark betroffen. Das Haus und die Wiesen gehörten zur Gemeinde Montfaucon also nun zum Kanton Jura; der Wald und fast das ganze Weideland gehörten zum Gemeindegebiet von Tramelan, blieben also bernisches Territorium.

Es war längst klar, dass die jurassischen Behörden die deutsche Schule La Pâturatte nicht lange dulden würden. So beschloss die Schulkommission, die Schule im Frühjahr 1977 zu schliessen. Es kam als weiterer Grund zur Schliessung hinzu, dass nur noch fünf Schüler übrig blieben und ein Anstieg der Schülerzahl für die nächsten Jahre nicht in Aussicht stand. Das kleine Schülergrüppchen musste nun entweder nach Montfaucon oder nach Les Genevez pilgern. Es wurde aber für sie ein Transportdienst eingerichtet.

Die französische Sprache wurde allmählich zur Umgangssprache in Familien, die durch Generationen deutsch gesprochen hatten. Abraham Gerber, der damalige Lehrer, hatte sich rechtzeitig nach einer neuen Stelle umgesehen und war, bevor die Schliessung von La Pâturatte Tatsache war, als Leiter eines Kinderheimes im Thurgau gewählt.

Das leerstehende Schulzimmer blieb vorerst Abstellraum, wurde aber nach einigen Jahren zum Schlafzimmer für das junge Bauernehepaar umgestaltet.

Samuel Gerber
Pestalozzistrasse 37, 4132 Muttenz

